Die Kinder Rom's.

Dritter Band.

Die Kinder Rom's.

Roman

von

Alfred Meißner.

Dritter Band.

Berlin, 1870.

Verlag von Otto Janke.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Der Zeitpunkt, in welchem die mit den Clericalen verbündeten Männer der ständischen Verfassung in den Niederlanden einen so bedeutenden Sieg über die Politik des Kaisers davontrugen, muß als der Anfang einer fortwährenden Reihe von Niederlagen bezeichnet werden, welche die kaiserliche Reformarbeit trafen und leider mit dem Tode des edlen Monarchen noch nicht ihr Ende nehmen sollten. Bis dahin hatte der Kaiser auf allen Gebieten des Staatslebens die gründlichsten Umwälzungen hervorgerufen und sich überall auf unausbleibliche Weise die erbittertsten Gegner gemacht. Die Geistlichkeit, welche die Seele des Widerstandes war und blieb, verstand es, alle Zündstoffe an sich heranzuziehen und mit denselben gewaltige Wirkungen zu erzielen. Die unteren Volksklassen und der Bauernstand, der zahlreichste Theil der Bevölkerung, welchem die Wohlthaten der neuen Gesetzgebung ganz besonders zu Gute kamen, waren für den Kaiser keine Stütze. Sie verhielten sich entweder passiv

und unbeweglich, oder traten gar offen gegen ihren Wohlthäter auf, nicht aus Undank, sondern aus Unwissenheit und Unmündigkeit. Die Früchte des verbesserten Unterrichts konnten in dem kurzem Zeitraum noch nirgendwo zu Tage kommen. Was nützte nach Unten hin die ganze von Censurzwang entfesselte Literatur? Für den gemeinen Mann, der fast durchgehends weder lesen noch schreiben konnte, war sie nicht vorhanden, dieser war nach wie vor an die Erleuchtung von der Kanzel herab angewiesen. Von dieser Stelle aus hörten die Leute aber alle Neuerungen nur bejammern und verdammen. Die geistlichen Lehrer führten nichts als die „Pest der Aufklärung", den „Satan der Zeit" und die „Erscheinung des Antichrists" im Munde. Diese Schlagworte verfehlten damals auf die urwüchsige Dummheit der Landleute nicht ihre zündende Wirkung und waren noch nicht wie heutzutage zum rhetorischen Aufputz und zur oratorischen Floskel herabgesunken, die gegenwärtig schwerlich den bigottesten Zuhörer einer Kanzelrede mit einigem Schauer und wohlthätigem Gruseln erfüllt.

Der Kaiser hatte zwar auch Anhänger und Freunde, allein ihre Zahl erschien verschwindend klein, weil sie keine organisirte, geschlossene Masse bildeten, die sich der altbewährten, sicher arbeitenden Maschinerie der Kirche entgegensetzen konnte. Die Männer, die der Aufklärung zuge-

than waren, begingen auch den Hauptfehler, die Umtriebe der Gegenpartei mit philosophischer Ueberlegenheit lediglich zu verachten, statt sie mit derselben unerbittlichen Energie zu bekämpfen, mit welcher sie selbst bekämpft wurden. Die Männer der Freiheit leiden immer an diesem Fehler und büßen ihn immer. Diese Art Großmuth ist eine verderbliche Sentimentalität, aber es scheint, die Freiheit kann zu keiner Zeit von diesen edlen Wallungen lassen. Schon Brutus verwarf den Rath seiner Freunde, nach dem Falle Cäsar's den Marcus Antonius nicht zu schonen. Nun, Marcus Antonius dankte ihm dafür in der Schlacht von Philippi, in welcher er ihn und die ganze Republik endgiltig zermalmte.

So wurde auch der Kaiser öfter gewarnt, dem liberalen Tone und dem redlichen Aussehen manches Geistlichen nicht allzu viel Glauben zu schenken, wies aber ein solches, ihm unwürdig scheinendes Mißtrauen zu seinem größten Schaden zurück. Derselbe Fall war mit der Unzahl von Ex-Priestern, welche in ihren Klöstern der neuen Gestaltung der Dinge beiweitem nicht so gefährlich waren, als in die Gesellschaft aller Stände überall hinverstreut. Dennoch konnte er sich nicht entschließen, dem wühlerischen Treiben dieser sich blutig gekränkt fühlenden Secte durch eine heroische Maßregel ein für allemal zuvorzukommen. Die Geistlichkeit handelte in solchen Fällen ganz entgegen-

gesetzt, reussirte aber auch schließlich. War Einer der Ihrigen abgefallen oder zur freisinnigen Partei übergegangen, so verfolgte sie ihn von der Stunde an. Keiner war ihr als Feind zu klein, um sie von dem Versuche abzuhalten, das räudige Schaf durch Drohmittel zurückzuführen oder doch einzuschüchtern.

In diesen Tagen des Kampfes zweier mit einander unverträglichen Weltanschauungen, von welchen sich unsere, den Ideen nicht mehr lebende Zeit nur mühsam eine Vorstellung macht, nehmen wir den Faden unserer Erzählung wieder auf. Es giebt Charaktere, die durch kein Verhältniß hindurchgehen können, ohne auf ihrem Wege bleibende Spuren zurückzulassen, Charaktere, unter deren Einfluß sich scheinbar geringfügige Umstände, wie in unbewußtem Spiel, zu Katastrophen steigern. Wo immer sie erscheinen, beschwören sie Conflicte, oder gerathen in sie und suchen sie auf; sie lieben den Sturm, den Kampf, die Bewegung, Ruhe ist ihnen unbehaglich und langweilig, oder erst dann lieb und ersehnenswerth, wenn sie lange auf's Spiel gesetzt war und verloren schien. Das sind die sogenannten dämonischen Naturen.

Es giebt aber auch gewisse Menschen, die jene rastlose überquellende Thatkraft und oft frivole Angriffslust gar nicht besitzen, die jedem Kampfe scheu und schüchtern ausweichen und dessenungeachtet aus einer Verwicklung in

die andere stürzen. Von den dämonischen Naturen dem Wesen nach grundverschieden, ja ihnen entgegengesetzt, haben sie mit denselben schließlich ganz ähnliche Schicksale gemein. Die Laufbahn beider ist an Collisionen, Gefahren, extremen Wechseln überreich. Was bei Jenen der ungezügelte Drang und der vermessene Wille anstiftet, das tritt bei Diesen unbeabsichtigt und ungesucht durch ein Verhängniß ein, entweder weil sie von unbezwingbaren Verhältnissen fortgerissen werden, oder weil ihr Leben überhaupt eine schiefe und unregelmäßige Basis erhalten hat. Die Ersten sind Helden, die Letzteren Märtyrer.

Zu den Letzteren mußte Marcelline unbedingt gezählt werden. Alle ihre Verhältnisse waren seit ihrer Kindheit ungewöhnlich oder sie nahmen, sobald sie in dieselben getreten, die Gestalt außerordentlicher Lagen an. Schon die Abkunft, die fast bei allen Menschen klar zu Tage liegt, war bei ihr räthselhaft und in Dunkel gehüllt und gleichsam der geheimnißvolle Hintergrund, aus welchem sie von unsichtbaren Händen immer wieder angefaßt wurde. Man hatte sie zuerst einer eigennützigen herzlosen Pflegemutter übergeben und später in's Kloster gesteckt. Im Kloster hat schon manches glühende Frauenherz die Ruhe der Resignation gefunden, und auch Marcelline würde mit der Zeit Ergebung und Entsagung ge-

lernt haben, aber eine von ihr unvorhergesehene welthistorische Macht ließ sie nicht langsam im Kloster verblühen und enden. Das kaiserliche Edict, welches das Kloster selbst zerstört hatte, öffnete ihre Zelle und gab sie der Freiheit und dem Leben wieder. Doch welcher Freiheit, welchem Leben! Sie hatte kaum die ersten Schritte in die Welt gethan, als ihr Verhängniß schon wieder nach ihr griff und sie in die vor Kurzem verlassene alte Wohnung zurückschleppte. Nun war sie in Mecheln nicht so sehr durch die Hand ihres Retters, als durch den wunderbarsten Zufall an's Tageslicht hervorgeholt worden. Die Wechselfälle ihres Lebens schienen endlos, sie selbst das Opfer unheimlicher Verhältnisse, die sie nicht geschaffen, und die Zielscheibe unversöhnlicher Feinde, die sie nicht herausgefordert hatte. Es war, als ob sie sich durch die Schlachtreihen kämpfender Gegner mit tausend Aengsten hindurchwinden müsse.

Eine solche Vergangenheit ließ bei dem Mädchen einen heiteren Blick in die Zukunft nicht offen und war geeignet, allen Lebensmuth auszurotten, aber wie auch Marcelline ihre jugendliche Seele frühzeitig von Schmerzen ausgespannt und gleichsam erweitert fühlte, so ließ sie sich von den düsteren Erinnerungen nicht schrecken und den Genuß der wiedererrungenen Freiheit durch Reflexionen über das, was da kommen könne, verbittern. Sie glich

dem Vogel, der, den Händen eines Knaben entronnen, an die überstandene Gefahr nicht lange denkt und gleich darauf wieder im Walde lustig zwitschernd von Ast zu Ast springt. Das jugendliche Herz ist elastischer Natur und die jugendliche Phantasie vermag die dunkelsten Schreckbilder der Erfahrung mit ihren zauberhaften Illusionen zu übermalen. Die Jugend lebt in der Gegenwart, ja im Augenblick.

Noch mehr, Marcelline's Gedanken wühlten sogar mit einer besonderen Vorliebe in den Ereignissen der letzten Zeit, denn die Schrecken, die sie überstanden, und die Verzweiflung, der sie anheim gefallen, waren mit den höchsten Gefühlen einer Mädchenbrust unzertrennlich vermischt und ihre aufkeimende, immer stärker durchbrechende Liebe zu Ebenstein war ohne das Unglück, von dem sie betroffen worden, gar nicht denkbar. Das, was ihr Verderben werden konnte, und das, was jetzt ihr größtes Glück ausmachte, war fest verkettet und nicht auseinanderzureißen. Ihre Verfolgungen hatten ja zuerst die Theilnahme ihres Beschützers und Retters wachgerufen.

Schon als sie Doxan verlassen und im Hause der Baronin lebte, fühlte sie ein neues, ihr bis dahin unbekanntes Gefühl in ihrer Brust emporsteigen, ein Gefühl, das sie anfangs, noch zu sehr von ihren klösterlichen An-

schauungen gedrückt, mit einer Art von Schrecken betrachtete, bekämpfte und später wenigstens verheimlichte. Es war ihr nicht entgangen, daß sich hinter Ebenstein's bescheidenem Entgegenkommen ein weit höheres Interesse verbarg, das entweder eine Gelegenheit suchte, hervorzutreten, oder von ihrem schroffen und spröden Wesen zurückgescheucht wurde. Mitten in diesem stillen, aber heißen Conflict, der sich ihr schon längst mit aller Klarheit als ein Herzenskampf dargestellt hatte, wurde sie entführt. Ehe sie noch von der Betäubung in Folge des Unglücksschlages zu sich gekommen, war sie in einer kerkerartigen Zelle gefangen, in einem fremden Lande, dessen Namen sie nicht einmal wußte. Ihre Hoffnungslosigkeit, ihre Trostlosigkeit war ohne Grenzen, sie hielt sich von diesem Tage an für immer dem Tageslichte entrückt und für lebendig begraben. Hier in der gruftähnlichen Einsamkeit ihrer finsteren Kammer hatte die Verzweiflung, die sie mit den entsetzlichsten Bildern vertraut machte und ihr die äußersten Gedanken einflößte, auch die Bande gesprengt, welche das schüchterne, stolze Jungfrauenherz verhindert hatten, das Bewußtsein ihrer Liebe zum Durchbruch zu bringen. Hier in unbelauschter Stille wagten sich ihre Gefühle für Ebenstein ohne zaghaftes Erröthen hervor und glühten auf's Höchste auf, vielleicht gerade darum, weil sie keine Hoffnung auf Gegenseitigkeit und Erwide-

rung hatten und nur die goldenen Träume einer Unglücklichen waren.

Da hatte sich ihre Zelle so ganz unverhofft aufgethan und der Mann ihrer Träume war als ihr Befreier dagestanden. Der übermächtige Eindruck ihrer zauberartigen Ueberraschung hatte sie zu Boden geworfen. Als sie den Kopf wieder erhoben und die Augen aufgeschlagen hatte, war Ebenstein verschwunden. Er hatte den Schauplatz so schnell geräumt, um die Ueberwältigung seines eigenen Gemüthes nicht in Gegenwart böswilliger Zeugen kundzugeben. Seitdem hatte sie ihn nicht mehr zu Gesichte bekommen, denn er war unmittelbar darnach von gebieterischen Pflichten aus Mecheln nach Wien gerufen worden und von dort noch immer nicht zu Besuch nach Prag gekommen. Sein Bild hatte nur blitzähnlich an ihren Augen vorübergezuckt und Marcelline hätte seine Erscheinung für eine Vision gehalten, die sie auf der Schwelle ihrer Kerkerzelle gehabt, wenn nicht die Wahrnehmung ihrer zweifelnden Sinne von der Thatsache ihrer Befreiung unleugbar bestätigt worden wäre. Mit hochaufglühendem Herzen dankte sie ihm aber auch dafür, daß er ihr durch sein unsichtbares Walten ein sicheres Geleite auf dem langen und gefährlichen Wege aus den Niederlanden nach Böhmen verschafft und eine schützende Unterkunft in Prag gesichert hatte.

Ihr gegenwärtiger Aufenthalt im Buchenfeld'schen Hause bezeichnete einen der extremen Schicksalswechsel und war wie mit einem Sprunge vor sich gegangen. Welcher Abstand, welcher grelle Contrast — die Zelle in Mecheln, die einem Vorzimmer des Grabes glich, und die neuen Räume von raffinirtester Eleganz, in welchen ein heiterer Cultus des Lebensgenusses ein Freudenfest nach dem andern feierte!

Wie Jemand, der lange Zeit im Finstern verbracht, sich langsam an ein allzu helles Licht gewöhnen muß, fühlte sich Marcelline von der Pracht, die sie umgab, anfangs völlig erdrückt, und ihrem einfachen, bescheidenen Wesen war es daselbst auch nach Ablauf einer Woche noch immer nicht behaglich.

Dies Unbehagen entsprang dem Gefühle einer unsicheren Lage, in welcher ihr der Gedanke immer gegenwärtig war, daß sie vielleicht über kurz oder lang ihrer früheren Verlassenheit und Hülfslosigkeit wieder anheimfallen und dann kaum eine Hütte finden könnte, in welcher sie auf Aufnahme rechnen durfte. Aus diesem Grunde weigerte sie sich mit unbeugsamer Bescheidenheit, die reichen Geschenke anzunehmen, mit welchen sie sowohl von der Gräfin Rauenkirch als von Buchenfeld überhäuft worden war. Adrienne behandelte sie nicht wie eine Gesellschafterin oder Schutzbefohlene, sondern wie eine intime Freundin;

Marcelline neigte sich ihr dankbar entgegen, aber aus einer gewissen Zurückhaltung trat sie nie heraus. Unberührt blieben die Ballen Stoffs zu Kleidern und theilweise kostbaren Anzügen liegen, die Adrienne ihr selbst brachte, und ebenso standhaft blieb sie gegen die immer wiederkehrenden Anträge, sich mit ihrer hohen Freundin in der Equipage oder in der Theaterloge öffentlich zu zeigen.

Die große Theilnahme und Herzlichkeit, die die Gräfin dem ihr empfohlenen Schützling bewies, war jedoch nicht Freundschaft, nicht Güte, die auf dem Eindrucke einer liebenswürdigen und sympathischen Persönlichkeit beruht, sondern maskirte eine Eifersucht, von welcher freilich Marcelline keine Ahnung hatte, noch haben konnte. Adrienne wollte den geheimen Liebesbund, der nach John Burton's Versicherung zwischen Ebenstein und Marcelline bestehen sollte, mit eigenen Augen überwachen, lockern, zerstören. O der Falschheit! Ihre süßen Worte, ihr übertriebener Edelmuth, der Marcelline zuweilen zu Thränen gerührt, hatten nur die Erschleichung des Vertrauens zum Zweck. Wie aus einem Hinterhalte heraus stellte die Gräfin ihre Beobachtungen an; mit schärferem Blicke überwacht kein Jäger, kein Vogelsteller das vor ihm liegende Terrain. Aber die listigsten Nachforschungen hatten bisher nur ein sehr mäßiges Resultat. Nur das

stand klar und unwiderlegbar da, daß Marcelline ein tiefes Interesse an Ebenstein nehme. Es war auch eigentlich Alles, was aus Marcelline herauszulocken war, umso begreiflicher, da ja die gegenseitige Liebe bis jetzt unausgesprochen geblieben. Was hätte Marcelline auch sonst zu sagen gehabt? Sie fragte sich ja selbst voll Zweifel in mancher schwermüthigen Stunde, ob das Herzens-Interesse, das sie bei Ebenstein voraussetzte, nicht von ihr überschätzt, oder ob es nicht inzwischen wieder erkaltet sei. Warum war er seit seiner Abreise von Brüssel noch immer nicht zum Vorschein gekommen, oder warum hatte er, wenn wichtige Staatsgeschäfte seine Gegenwart in Wien gebieterisch forderten, nicht wenigstens ein schriftliches Lebenszeichen von sich gegeben? Diese Fragen gingen Marcelline von Tag zu Tag ernstlicher im Kopfe herum und ließen sich allerdings, je nachdem die Stimmung eine trübe oder hoffnungsvollere war, mit demselben Aufwande von Logik günstig oder ungünstig beantworten. Immerhin waren es qualvolle Fragen.

Das war der wahre Sachverhalt, aber die Annahme desselben wäre dem wühlenden Scharfsinn einer eifersüchtigen Frau als lächerliche Selbsttäuschung erschienen. Adrienne nahm lieber an, daß sie es mit einer sehr verschwiegenen und sehr klugen Rivalin zu thun habe, welche keiner Freundin der Welt ihr Geheimniß zum Opfer

bringe. Sie glaubte an ununterbrochene Beziehungen, es schien ihr völlig unwahrscheinlich, daß Ebenstein Marcelline ohne Nachrichten lasse. War diese nun einmal heiterer, so mußte sie wohl einen Brief empfangen haben, war sie traurig, so war sie gewiß um das Ausbleiben desselben besorgt. Aber wer vermittelte die Correspondenz? Wie gingen die Briefe? Wirklich, Marcelline mußte sehr schlau sein. Bei dem Gedanken an diese vermeintliche Verschlagenheit überraschte sich die Gräfin zuweilen bei einem Hasse gegen das schuldlose Kind, daß sie ihre gewohnte Sanftmuth des Benehmens nicht zu erkünsteln vermochte und der Arglosen in gewissen Momenten ausweichen mußte.

Dieser stille Haß gegen Marcelline war aber auch der Gradmesser des Interesses, welches sie selbst für Ebenstein empfand. Tändelnd gleichsam hatten sich die Beziehungen zwischen Beiden entwickelt. Adrienne hatte schon als Mädchen Neigung für Ebenstein gefühlt. Es war ein Liebesgeplänkel mit Blicken und Worten auf Bällen, in Soireen, auf Spaziergängen. Von Ebenstein's Seite hatte es Gedichte geregnet, Adrienne ihrerseits hatte oft seufzend mit tragisch zum Himmel gewendetem Blick gefragt: O, warum hat dieser junge Mensch noch keine Stellung? Schließlich hatte sich diese Neigung ihr selbst als jugendliche Schwärmerei dargestellt, nichts hatte sie

abgehalten, einem alten und ungeliebten Gemahl die Hand zu reichen. Ebenstein war tief unglücklich gewesen, wie alle jungen Leute sind, denen ein Herzens-Ideal verloren geht. Einmal war er auf Schloß Duchod erschienen, als Liebender, vielleicht auch als Ankläger: diese Scene stand noch immer vor Adrienne's Augen. Es war Abends, im Spätherbst, im Gartensalon brannten die Lichter, draußen rauschte das Laub, prasselte der Regen — da ging die Glasthüre auf, er stand plötzlich auf dem Perron. Wie bleich er war, der arme Junge! Wie lange er draußen gewartet haben mußte! Er wollte vorstürzen, sie aber trat ihm entgegen und sagte fest: „Schonen Sie meiner, Alles ist aus, Alles muß aus sein!“ Und sie war von dannen gerauscht, er aber — war auch gegangen. Sie hatte ihn seitdem nicht mehr gesprochen, kaum gesehen, bis sie der Zufall wieder auf der Soirée der Erzherzogin in Brüssel zusammenführte. Da waren alte Flammen wieder emporgefahren, das noch fortlebendes Interesse hatte sich unverhohlen gezeigt — aber es war doch nur Spiel, eine Tändelei, der jeder leidenschaftliche Ernst fehlte. Alles war erst so überwältigend gewachsen, seitdem ihr eine Nebenbuhlerin in den Weg getreten und seitdem sie zu sehen glaubte, daß sich der arme Cavalier, wie sich Ebenstein selbst genannt hatte, vermaß, ihre ihm in Aussicht gestellte Hand zu Gunsten eines armen und verwehmten

Mädchens von unbekannter Herkunft auszuschlagen. Seitdem bäumte sich der tödtlich verletzte Stolz einer großen Dame, welche ihr flatterhaftes und in den Zerstreuungen des Tages zerstobenes Herz zusammengerafft und zur Reste gebracht hat. In ihrem Innern war eine große Veränderung vor sich gegangen. Hatte sie vordem geglaubt, Ebenstein mit ihrem Besitze eine Huld und Gnade zu erweisen, so war ihr nun zu Muthe, als sei ihr ferneres Lebensglück ganz an ihn gebunden. Sie war entschlossen, den Kampf fortzusetzen und zweifelte nicht an dem schließlichen Siege über eine Rivalin, der sie an Rang und Glücksgütern so weitaus überlegen war und die auch nicht einmal die Schönheit vor ihr voraus hatte.

Das war die Stellung Marcelline's im Hause nach dieser Seite hin, deren Bedenklichkeit sie aber nicht kannte, von der sie nicht die leiseste Ahnung überschlichen hatte. Da war sie arglos, wo sie fürchten und auf der Huth sein sollte, und ließ sich von der glänzenden Oberfläche verleiten, nicht die tückische Tiefe zu messen, während sie andererseits das aufrichtige Wohlwollen der zweiten Hauptperson, des alten Buchenfeld, verkannte und zurückwies, weil es eine überschwängliche und burleske Außenseite hatte.

Der greise Bonvivant hatte sich nämlich seit der ersten Begegnung in Marcelline ganz toll verliebt; sein ganzes

Wesen ging in den Flammen einer excentrischen Passion auf. Marcelline war sein Abgott, den er mit Huldigungen überhäufen wollte, dem er aber auch jedes wahrhafte Opfer zu bringen, im Stande gewesen wäre. Seine Gebrechlichkeit uneingedenk, die ihm die ruhig getragene Bewegungen des Menuetts in die sauerste Arbeit verwandelte, wollte er mit einer allen Toilettenkünsten entlehnten Jugend auf ein Herz Eindruck machen, dem seine Aufmerksamkeiten nur lästig waren und ein lächelndes Mitleid ablockten. Aber der glühende Graukopf war durch nichts abzukühlen. Fort und fort sann er auf die Ausschmückung ihrer Wohnung, eine Ueberraschung jagte die andere. Jeden Morgen mußte ein prachtvolles Bouquet, das von ihm herrührte, auf ihrem Tische stehen. Er war unermüdlich im Bestreben, sich liebenswürdig, ja verführerisch zu machen; selbst zum Dichter wurde er und ließ das Flammenmeer seiner Brust in den erstaunlichsten Versen auf- und niederwogen.

Eines Abends im September waren alle Vorbereitungen zu einem Feste getroffen. Die Diener waren im Saale beschäftigt, die Buffets herzurichten und die Lichter auf den Kronleuchtern aufzustecken. Marcelline saß auf einem einsamen Plätzchen im Gewächshause, das durch eine Glaswand vom Ballsaal getrennt war. Von da aus hatte sie die Aussicht auf einem großen Theil der Stadt.

Der Himmel hatte sich in ein Feuermeer voll klarer goldener Wolken verwandelt und warf seinen Widerschein auf Dächer, Brücke und Strom. Wie oft war Marcelline hier gesessen unter den Palmen, unter den Blumen, neben dem kleinen Goldfischbassin, gesessen mit Gedanken, die sich in der Ferne verloren und durch den Reiz der Umgebung nicht zu beschwichtigen waren! Nun war sie wieder ganz verstimmt, daß sie abends unter Menschen erscheinen solle. Der alte Baron war gekommen, ihr ein Madrigal vorzulesen, das er auf sie gedichtet; das hatte ein Lächeln auf ihre Lippen gebracht, aber es war bald wieder verschwunden. Als er sich entfernt hatte, lagerte sich der Ernst wieder auf ihre schöne Stirne, die dunkelbraunen Augen schauten beinahe finster, die Tapisserie lag unberührt zwischen ihren Händen.

Plötzlich rauschte es: die Gräfin war eingetreten, ihr Schritt und ihre Mienen verriethen auf den ersten Blick, daß sie irgend eine erregende Neuigkeit nach Hause bringe.

„Es ist also wahr!" rief sie laut. „Es waren nicht blos böswillige Gerüchte! Ich habe soeben den Grafen Kolowrat gesprochen. Er hat aus der verläßlichsten Quelle gehört, daß Ebenstein beim Kaiser in die vollständigste Ungnade gefallen."

Marcelline blieb starr, ihr Schrecken war ohne jede Bewegung. Sprachlos blickte sie die Gräfin an.

„Natürlich! fuhr diese fort. „Wenn Gerüchte in einer und derselben Richtung allzu lange anhalten, liegt ihnen meist etwas zu Grunde. Ich habe es längst und öfter mehr oder weniger verblümt von Personen gehört, die den höchsten Kreisen nahe stehen — aber jetzt ist kein Zweifel mehr daran. Graf Kolowrat ist sein Freund und Leidensgenosse und ein Mann, welcher nicht leichtsinnig nachspricht —"

„O, über die ungerechte Welt!" rief Marcelline, den Thränen nahe, mit dumpfer Stimme. „Wenn die Geistlichkeit Ebenstein verfolgt, so ist das begreiflich, aber wenn der Kaiser Männer fallen läßt, welche durch die muthige Ausführung seiner Befehle verhaßt geworden sind, so ist das der allerhäßlichste Undank! Wo ist da das edle, erhabene Herz, das man an unserem Monarchen bewundert?

„Man kommt mit seinen Gefühlen nicht immer durch, Liebste," erwiderte die Gräfin, „selbst dann nicht, wenn man ein Kaiser ist. Hat der Kaiser in diesem Augenblicke nicht in den Niederlanden sein eigenes Werk mit einem Federstriche zerstört, weil gegen den Strom zu schwimmen nicht länger möglich war? Was Wunder, wenn bei diesem Zusammensturze auch Ebenstein fällt? Die Staatsraison wird das Opfer gefordert haben. Das ist sehr traurig, aber Weltlauf."

Eine Pause trat ein, in der sich die Damen einem unwillkürlichen Nachdenken überließen.

Der Eindruck, den die Nachricht auf Beide hervorgebracht, war ein sehr verschiedener. Auf der einen Seite eine aufrichtige Trauer und ein in das eigene Herz überpflanztes fremdes Wehe, auf der andern eine eigenthümliche Art von Schadenfreude und die stolze Selbstsucht einer Liebe, welche im Unglück ein Mittel sieht, den Geliebten gebunden und überliefert zu erhalten.

„Ebenstein's Laufbahn ist vernichtet," hob die Gräfin in dem bezeichneten Gedankengange wieder an. „Was wird er nun anfangen? Wer wird ihm eine untergeordnete Beamtenstelle anweisen, wie er sie früher eingenommen? Er ist ehrgeizig und hochstrebend. Wird er so tief herabsteigen, in einer Landstadt seine Tage zu verbringen? Ich glaube es nicht, ganz abgesehen davon, daß die traurige Berühmtheit, die er erlangt hat, im Verkehr ein Hinderniß ist, denn schadlos verhaßt kann man nur sein, so lange man Macht besitzt. Die Sache geht mir so zu Herzen, daß ich mich gar nicht zu fassen vermag. Als ich es vernahm muß ich sehr bleich geworden sein. Graf Kolowrat rief: Sie sind starr geworden, wie eine Bildsäule! Das ist Theilnahme!"

„Wie sollten erst meine Empfindungen beschaffen sein," rief Marcelline aufstehend und ihre Handarbeit bei

Seite werfend, „die ich von ihm Wohlthat auf Wohlthat empfangen habe!"

Sie stellte sich, der Gräfin den Rücken zuwendend, gegen die Mauer, um die Thränen, die ihre Augen übergossen hatten, zu verbergen.

„Ebenstein ist ein edler Mensch," sagte die Gräfin. „Sie wissen, wie ich ihn hochschätze — aber — ich muß, wie leid es mir thut, dem Tadel bestimmen, den ganz wohlwollende Männer schon gegen ihn erhoben haben. Er ist zu rasch. Er soll in seinen Amtsverrichtungen so eifrig vorgegangen sein, daß er bei den Parteien weniger den Eindruck vorherrschend machte, es vollziehe ein Beamter die Befehle des Staatsoberhauptes, als vielmehr es setze Jemand seine eigenen politischen Meinungen in's Werk. Er war eben von der Möglichkeit der Durchführung der Reformen auf's Wärmste durchdrungen — aber er hätte sich doch bei allem Eifer für die Sache hüten sollen, allzuviel Animosität gegen seine anders denkenden Gegner an den Tag zu legen. So wird selbst die genaueste Pflichterfüllung leicht als persönliche Rancune erscheinen. Das ist tief zu beklagen. Wissen Sie aber, liebste Marcelline, was ihm am meisten geschadet hat?"

„Freilich weiß ich es!" versetzte das Mädchen sehr lebhaft.

„Nun, was meinen Sie?"

„Daß er auserkoren war," versetzte Marcelline, das Gesicht der Gräfin halb zukehrend, „mit einem Heer von Teufeln in Menschengestalt zu fechten, das weiß ich. Aber ich weiß nicht und kann mir nicht denken, wie sich in ein Nest von Hornissen hineingreifen läßt, ohne Stiche davonzutragen."

„Sie haben Recht," erwiderte die Gräfin einlenkend. „Wir haben über die schändlichen Intriguen, deren man sich gegen Ebenstein bedient, schon oft gesprochen. Dennoch ist es richtig, daß es auch Handschuhe giebt, gewisse Dinge anzufassen und Schutzmittel im Kampfe. Je größer die Bosheit ist, deren man sich zu versehen hat, desto größer muß die Vorsicht sein. Diese Vorsicht hat Ebenstein nicht immer besessen, oft ganz aus den Augen gelassen."

„Wann? Bei welcher Gelegenheit?"

„Das will ich Ihnen gleich sagen. Bleiben wir gleich bei dem stehen, was uns am nächsten liegt, bei Ihnen selbst! Sie sprachen vorhin von Wohlthaten, die Sie Ebenstein verdanken. Es sind Wohlthaten, aber von Nachtheilen begleitet, von welchen der Werth derselben fast aufgehoben wird. Er hat Ihnen die Zelle, die Ihnen ein Kerker gewesen, zweimal geöffnet, doch hat er Sie jedesmal nur hervorgerissen und nie freigemacht. Sein Wille war der uneigennützigste, beste, reinste, allein —

wie urtheilt die Welt! Sie sieht nicht in das Herz und richtet daher nach dem äußeren Aussehen der Thaten. Da steckt Ebenstein's Fehler: in der Hast und der bedenkenlosen Leidenschaft der Ausführung! Ich spreche ganz offen — weil Sie verständig sind, Marcelline, und auch die Zuneigung kennen, die ich für Ebenstein besitze."

„Mit welcher Vorsicht kann man sich gegen die freche Lüge und die kühne Verleumdung schützen? warf Marcelline hin.

„Es läßt sich immer eine unwahre Behauptung aufstellen," entgegnete die Gräfin, „allein sie zerfällt, vergeht in Nichts, wenn ihr nicht der davon Betroffene wenigstens einigen Schein der Wahrheit leiht. Ist dies der Fall, dann glauben die feindlich Gesinnten und alle Fernstehenden daran. Das ist die größere Menge. Ebenstein hätte jeden Stoff zur Mißdeutung sorgfältig vermeiden müssen, aber nein, er hat ihn mit beiden Händen aufgehäuft. Und das allein ist die Quelle der Verfolgungen, die Sie erleiden und denen auch Ebenstein nicht entgangen ist. Bei der edelsten Absicht, Ihnen zu nützen, war er Ihnen verhängnißvoll — selbst Ihrem Rufe verhängnißvoll —"

„Was sagt man denn?" flüsterte Marcelline auf's Tiefste betroffen, an allen Gliedern zitternd.

„Lügen auf Lügen."

„Gottlob, Sie nennen es Lügen!" rief Marcelline. „Und es wird hoffentlich noch mehr Leute geben in der Welt, die darüber so denken, wie Sie."

„Leute, die prüfen," gab die Gräfin zur Antwort, „und hauptsächlich Leute, die zu prüfen Gelegenheit haben, gibt es immer nur wenige. Die Vorgänge in Doxan und Ihr Aufenthalt bei der Baronin Ebenstein waren leider eine ergiebige Fundgrube der häßlichsten Combinationen. Wo hatte ein so gescheidter Mensch, wie Ebenstein, seine Augen? Wie hat das den giftigen Zungen der Pfaffenpartei in die Hände gearbeitet! Nun wäre es noch gut, wenn es dabei sein Bewenden gehabt hätte, wenn er nun zu der Einsicht gekommen wäre, daß Etwas geschehen müsse, um die Gerüchre zum Schweigen zu bringen! Nein, es geschieht das Gegentheil! Er findet Sie, die Geraubte, die Verschollene, im Kloster zum heiligen Herzen Jesu in Mecheln wieder! Wer glaubt an einen solchen Zufall? Ich höchstens glaube daran, Graf Kolowrat und einige Auserlesene, die Ebenstein's Charakter durch und durch kennen, die ganze Stadt Mecheln aber denkt anders, und Alle, die von den dortigen Vorfällen gehört, denken anders — die Gerüchte finden ihren Widerhall —"

„Er hat doch nach Waffen gesucht —" bemerkte Marcelline schüchtern und unsicher.

„Doch keine Waffen gefunden," bemerkte die Gräfin,

„dagegen die schöne Novize, deren Raub er zuerst in einer berühmt gewordenen Brochüre der Welt denuncirt! Ist es ein Zufall, so ist er allzu wundersam, allzu romantisch! Die Leute aber machen aus dem Ganzen einen Liebesroman, und Frau Fama verwandelt den landesfürstlichen Commissär in einen Ritter, einen Amadis von Oesterreich, der auszieht, die Dame seines Herzens aus Räuberhänden und schwarzen Verließen zu befreien."

„Das ist schlimm," seufzte Marcelline, von der Wirkung des Gehörten erfaßt, aber ihre Bestürzung durchschlich heimlich ein stilles Gefühl der Freude, welche selbst als Illusion liebreich war, der Freude, zu hören, daß sie Ebenstein's Herzen unmöglich gleichgiltig sein könne.

Die Gräfin durchschaute mit ihren mißgünstigen Augen die Beimischung dieser süßen Empfindung im Herzen ihrer Rivalin.

„Jetzt", hob sie wieder an, „nachdem die bösen Gerüchte so viel Unheil angerichtet haben, daß kaum noch etwas zu zerstören übrig bleibt, scheint Ebenstein zur Einsicht seiner Uebereilungen gekommen zu sein. Die Ungnade des Kaisers und die Vernichtung seiner Laufbahn öffnen ihm die Augen! Seit Wochen ist er in Wien und hat weder an Sie noch an mich auch nur ein paar Zeilen geschrieben. Was hilft es ihm jetzt, den Uebervorsichtigen zu spielen, keine Notiz mehr von Ihnen

zu nehmen und Sie wie eine Verschollene zu behandeln? In Mecheln, oder vielmehr schon in Doxan hätte er anfangen sollen, so klug zu sein. Habe ich Ihnen nicht täglich gesagt, daß hinter seinem Schweigen mehr und Anderes steckt, als Ueberbürdung mit Geschäften?

„Sie haben es gesagt," murmelte Marcelline tonlos.

„Und nun geben Sie Acht, ob es nicht so kommen wird, wie ich jetzt vorhersage: Er wird in der nächsten Zeit sich nicht mehr in Prag zeigen, oder wenn er es thut, sich nur mit einem Billet anzeigen und gar nicht in dies Haus kommen, weil Sie darin sind. Es wird ihm schwere Ueberwindung kosten, aber es wird kaum anders gehen, ohne die über ihn umlaufenden Gerüchte zu sanctioniren und die lügenhaften Aussagen seiner Feinde zu bestätigen. O, diese Feinde! Mit verdoppelter Wuth werden sie sich über den Gestürzten hermachen! Mein Gott! Wie heben die Geistlichen die Köpfe wieder, seitdem der Kaiser vor ihren Brüdern in den Niederlanden die Waffen gestreckt hat. Als sie geschlagen und gedemüthigt waren, war ihre Verfolgungssucht furchtbar, wie wird sie es im Vorgeschmack des Sieges sein —"

„Schrecklich, schrecklich! rief Marcelline, das Gesicht mit beiden Händen verhüllend. „Und da denke ich noch an mich —"

„Wenn aber erst, wie zu fürchten ist, dem ersten

Schritte des Kaisers nach rückwärts ein zweiter und dritter folgt, was dann?" hob die Gräfin wieder an. „Die Geistlichkeit wird dem Vervehmten nicht die Luft in der Heimath gönnen —"

Was wird aus mir?" hauchte Marcelline trostlos hin.

„Sie sind geborgen, Liebe, Theure!" rief die Gräfin. „Ich habe die Macht, Sie zu schützen, und werde Sie, was auch komme, in Sicherheit zu bringen wissen. Der arme Ebenstein aber —"

„Ich bin nicht verwöhnt," rief Marcelline mit großer Bewegung auffahrend, „mich hat das Glück noch nie angelächelt, ich bin zum Unglück geboren, mir liegt wenig an mir! Wäre allen Denjenigen geholfen, welchen ich Schaden gebracht, und Alles in den vorigen Stand zurückzuversetzen, was ich durch mein Erscheinen unter den Menschen verrückt habe — hier, vor dem Himmel, der uns sieht und hört, lege ich den feierlichen Schwur ab, daß ich die goldenen Prunkzimmer, in denen ich doch nur ein trauriges und elendes Leben hinschleppe, auf der Stelle verließe und freiwillig in meine einsame und finstere Kerkerzelle in Mecheln heimkehren wollte. —"

Nach diesen Worten, die sie mit dem höchsten Affect gesprochen, eilte sie fort, ohne sich von den zärtlichen Anrufen der ihr nacheilenden Gräfin aufhalten zu lassen. Im nächsten Moment war sie auf ihrem Zimmer und hatte

sich eingeschlossen. Es zog sie fort, fort, weit hinaus, wo Niemand sie kenne. Sie wollte Ebenstein Lebewohl sagen, der Gräfin, Allen, und doch wußte sie kaum, was sie wollte. Vergeblich brannten in den Gartengängen die Lampen, erscholl die Musik, flutheten die Gäste, leuchteten die bengalischen Flammen auf. Marcelline war nicht zu sehen. Sie war tief verwundet und wußte sich keinen andern Trost, als die Einsamkeit.

Zweites Capitel.

Der greise Staatskanzler, Fürst Kaunitz, den man scherzweise den österreichischen Staatskutscher nannte, hatte Oesterreich seit einem Menschenalter in geradezu allmächtiger Stellung regiert. Ohne eben das schöpferische und kühne Genie eines Richelieu zu besitzen, war er doch unbestreitbar ein hervorragender Staatsmann, welcher die Monarchie durch eine ganze Reihe von Krisen erfolgreich hindurchgeführt hatte.

Er gehörte zu jener Ministertrias, welche zu gleicher Zeit in drei katholischen Monarchien gegen Rom aufgetreten war, und hatte in Verbindung mit Choiseuil und Pombal das Papstthum und die Jesuiten ein gutes Stück Weg vom Gebiet der weltlichen Staatsangelegenheiten zurückgetrieben. Er hatte nicht allein dem verlassenen Oesterreich neue Allianzen geschaffen und ihm eine nach Außen Achtung gebietende Stellung wiedergegeben, sondern auch in der Staatsverwaltung zeitgemäße Reformen

eingeführt. In dieser Hinsicht mußte er unbedingt zu den freisinnigsten Staatsmännern der Aufklärungs-Periode gezählt werden, und wenn ein Zweifel darüber wäre, brächte ihn der Hinweis auf den tiefen Haß zum Schweigen, welcher die clericale Partei und die hohe Aristokratie gegen ihn erfüllte.

Diese Stellung des Fürsten hatte sich nach allen Richtungen hin ganz verändert, als Kaiser Josef nach dem Tode seiner Mutter zur Regierung gelangt war. Vor Allem schrumpfte seine bisherige Allmacht tief zusammen, denn der Kaiser war im eigentlichsten Sinne des Wortes Selbstherrscher geworden. An Superiorität gewöhnt, war Kaunitz jetzt nicht immer das Recht eingeräumt, auch nur von den ihm zustehenden Amtsbefugnissen vollen Gebrauch zu machen, und obwol er im Besitze seiner Ehren und Würden geblieben, war er jetzt nur noch ein großer, glänzender Name, der sich jedoch oft zu Dingen hergeben mußte, die er im Innern aufs Tiefste mißbilligte.

Dennoch hatte der Kaiser eine große Verehrung für Kaunitz und gab diesem Gefühle bei jeder Gelegenheit Ausdruck. Als der Fürst seinen vierundsiebzigsten Geburtstag feierte und Josef erfuhr, daß er die kaiserliche Reitschule in der Burg besuchen würde, ging er ihm entgegen und rief von Weitem: „Glücklich der Tag, an welchem Kaunitz geboren wurde!"

Eine solche Huldigung hatte den alten Fürsten zwar tief gerührt, konnte ihm aber keine nachhaltige Entschädigung für den verlorenen Machteinfluß bieten. Mit solchen und ähnlichen Auszeichnungen hatte ihn der Kaiser nicht selten bedacht, aber es fiel ihm gar nicht ein, den erfahrenen und noch immer thatendurstigen Staatsmann in seine Pläne einzuweihen. Ja nicht selten handelte er in den wichtigsten Fragen den Ansichten des Fürsten rücksichtslos entgegen. Kurz, während der alte Staatskutscher formell noch immer auf dem Bocke saß, lenkte eine andere Hand die Pferde und führte den Wagen mitsammt dem Kutscher auf Wege, die der Letztere geradezu desavouirte.

Hätte Kaiser Josef, statt ihn nur mit äußerlichen Zeichen der Achtung abzufertigen, mehr auf seine Rathschläge gehört, so wären seiner bisherigen Regierung viele Schläge erspart worden. Die mißlungenen Versuche, die Schelde zu öffnen und Baiern für die Niederlande einzutauschen, hätte Kaunitz nicht angerathen. Dieselbe Bewandtniß hatte es mit sämmtlichen Reformen des Kaisers. Dieser wollte alle Neugestaltungen wie ein feuriger Reformator ganz und voll und auf der Stelle in's Werk setzen. Kaunitz, als praktischer Staatsmann, hatte vor Allem das Durchführbare vor Augen und wollte jedesmal nur soviel des Neuen geben, als der historische Boden

des Gewordenen aufzunehmen im Stande war, ohne daß die Saat zu Grunde gehe.

Diese staatsmännische Mäßigung erschien dem Monarchen nicht nur als ein Hemmschuh, sondern auch als die Bedenklichkeit eines Politikers, den der Zeitgeist überflügelt habe. Wie der Kaiser, so war auch ein großer Theil der jungen Generation geneigt, in ihm nur eine aus der Mode gekommene, überschätzte Größe zu erblicken; nur die Männer älteren Schlages verehrten Kaunitz noch immer als ein Orakel politischer Weisheit. Das Epigonen-Geschlecht nannte sein hohes Selbstbewußtsein Eitelkeit und Dünkel und konnte das Gefühl der Unersetzbarkeit, das den alten Herrn erfüllte, nur komisch finden.

Wie er aber jetzt von den Vorgeschrittenen unterschätzt wurde, war er sonderbarerweise in der Popularität jener Kreise gestiegen, welche ihn vordem auf's Bitterste gehaßt. Die Geistlichkeit und der hohe Adel, die in ihm einst den leibhaften Beelzebub gesehen, fingen bereits Hoffnungen auf ihn zu setzen an. Darum aber hatte der Fürst sich nicht etwa den Rückschrittsmännern genähert. Nein, der erst gefürchtete Neuerer war eben nur von seinem Nachfolger verdunkelt worden und nahm sich neben diesem wie ein schüchterner und beinahe conservativer Mann aus. Seit der Kaiser wie ein Erdbeben ein Gebiet des alten Staatslebens nach dem andern erschütterte, war der

Staatskanzler, der alle Veränderungen mit vorsichtig schonender Hand vorgenommen, wie Einer, der nichts angetastet.

Er besaß unleugbar große Eigenschaften, eine hohe staatsmännische Selbstbeherrschung und einen tiefen Verstand, der sich seine Urtheile nicht rasch, aber um so sicherer bildete und gleichsam divinatorisch war. Ruhig, aber wo es Noth that, entschlossen, voll höchsten Selbstvertrauens, besiegte er die Hindernisse im Glauben, daß es kaum welche für ihn gebe. Im Gegensatz zu allen übrigen Diplomaten war er ein Feind der Lüge, die er eines Mannes unwürdig, das Auskunftsmittel und die Practik der Dummköpfe nannte. Seine Bildung war vielseitig, aber — was ihm zu dieser Zeit nicht übel genommen werden konnte — vorwiegend eine französische. Molière und Voltaire waren seine Lieblingsschriftsteller; er gab sich auch die Miene, Rousseau zu schätzen und vergaß dabei nie zu bemerken, daß dieser eine Zeit lang in Paris sein Secretär gewesen. Doch mißachtete er darum nicht, was von Deutschland ausging und schenkte der deutschen Literatur, besonders seitdem Wieland in ihr aufgetreten war, viel Aufmerksamkeit. Er liebte Theater und Kunst, protegirte Gelehrte, wofern sie nicht langweilig waren. Er beschützte Sonnenfels und Mozart verdankte ihm die Hof-Capellmeisterstelle.

Im Ganzen stellte Kaunitz einen der excentrischen Charaktere in jenem an Originalen so reichen achtzehnten Jahrhundert dar, denn es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß besonders im höheren Alter in diesem Manne die großen Züge mit allerlei kleinlichen Schwächen, Marotten und Besonderlichkeiten beisammen waren, so daß der hochverdiente und geistreiche Fürst nur allzu viel Anlaß zur Satyre bot. Er war im höchsten Grade eitel geworden und, wie ein echter Mignon des Glückes, durch die riesigsten Schmeicheleien nicht zu verblüffen. Schon als junger Mann am Hofe von Versailles hatte er durch sein unerschütterliches Selbstbewußtsein die Spötter herausgefordert. Er hatte z. B. immer an die unbedingte Treue der Frauen geglaubt, die er liebte, und es nie für denkbar gehalten, daß ihn eine hintergehe. Es hatten in diesem Punkte über sein Verhältniß zur Sängerin Gabrieli und zur berühmten Brüsseler Courtisane Proli, die er aushielt, die verwunderlichsten Witze cursirt. Es war gewiß charakteristisch für seine hohe Selbstzufriedenheit, daß er das Gelingen irgend eines Unternehmens, gleichviel welches, fast stets mit den Worten lobte: „Das hätte ich selbst nicht besser machen können."

Friedrich der Große spöttelte über Kaunitz als über den Mann, der mehr Perrücken, Mäntel, Schuhe und Schuhschnallen besitze, als irgend Jemand in Europa.

Allerdings war der Fürst von einem eitlen Wohlgefallen an den äußerlichsten und nichtigsten Dingen nicht freizusprechen. Man weiß, welche Sorgfalt er seinem Anzuge zuwendete und wie er ganze Stunden mit dem Putzen seiner Dosen und Diamanten zubringen konnte. Wie Richelieu auf seine Verse, Friedrich auf sein Flötenspiel, bildete sich Kaunitz unendlich viel auf seine Kunst zu reiten ein, doch mußten alle Menschen, welche ihn in der Reitbahn und außer derselben gesehen, im Urtheil übereinkommen, daß er durch die staunenswerthen und außerordentlichen Biegungen und Krümmungen seines Körpers eine fast groteske Figur zu Pferde mache.

Nach einer im stürmischen Lebensgenuß verbrachten Jugend war ein leidenschaftliches Streben, das Leben zu verlängern und die Gesundheit des Leibes und der Seele zu erhalten, in ihm zur Manie geworden. Man kann sagen, daß jetzt sein ganzes Leben der Makrobiotik geweiht war. Es konnte keinen ängstlicheren Diener der Göttin Hygiea geben. Je älter er wurde, desto besorgter wurde er um seine Gesundheit. Er genoß nur die einfachsten Speisen in abgewogenen Quantitäten und machte hiervon selbst bei den feinsten Dieners, die er gab, keine Ausnahme. An sein Alter durfte ihn Niemand erinnern und vor dem Tode hatte er eine so kindische Furcht, daß ihm das bloße Wort Schrecken einflößte.

In allen diesen Dingen war der berühmte Staatsmann ein kleiner Sterblicher und ein großer Pedant und der boshafte Hormayer konnte ihm später mit einigem Rechte den „umständlichen Zierbengel" nennen.

Seit dem Regierungsantritt des Kaisers umgangen und von der obersten Leitung der Staatspolitik zu einem nach gemessenen Vorschriften ausführenden Organ herabgesunken, fühlte der Fürst eine tiefe Verbitterung in sich. Sein ehemaliger Humor war ganz verschwunden. Niemand erinnerte sich, ihn in den letzten Jahren lachen gesehen zu haben.

Erst als der Kaiser sein mühselig aufgebautes Reformwerk in den Niederlanden zurückgenommen, feierte Kaunitz nach sieben langen Jahren den ersten, aber wirklich großen Triumph, welcher ihn mit einem Male wieder in den politischen Vordergrund stellte und zum Mann der Situation machte. Er hatte, als Departementschef der niederländischen Provinzen, diesen großen Schritt zuwege gebracht, um dem umsichgreifenden Aufstande oder gar dem drohenden Abfalle jener Länder zuvorzukommen. Der Eindruck, den die Nachgiebigkeit des sonst unbeugsamen Kaisers hervorgebracht hatte, war so enorm, daß alle seine Gegner ihre Hoffnungen für begründet hielten, daß fortan die Politik der Ueberstürzungen und der liberalen Gewaltacte ein Ende haben und die den gegebenen Verhältnissen

mehr Rechnung tragende Staatsweisheit des alten Staatsmannes die Oberhand behalten werde.

So war der Fürst auf einmal der Heiland der reactionären Partei geworden, an welchen sie sich nun mit beiden Händen klammerte.

Das war der Stand der Dinge, als Ebenstein aus den Niederlanden nach Wien zurückgekommen war. Gleich beim Betreten der Residenz hatte er schon die veränderte Atmosphäre der höheren Gesellschafts- und Beamtenkreise vorbedeutungsvoll gemerkt. Sein Empfang war überall gezwungen und kühl, wo er sonst mit Zuvorkommenheit, ja mit Auszeichnung aufgenommen worden war. Alle Scheinliberalen, deren Anzahl jederzeit groß, hielten sich in dem Augenblicke von ihm fern, da das herrschende Regierungssystem zu schwanken und einem andern Platz zu machen schien. Aber am heftigsten und rücksichtslosesten wurde er sogleich von dem Kerne der in den Aemtern sitzenden Reaction offen und heimlich angegriffen, sowohl als der Vertreter einer geschlagenen Sache, deren Mißlingen zu einem Theile auf seine Schultern gelegt wurde, als auch als der energische Schildhalter eines Princips, durch welches die verbündete Allgewalt der Bureaukratie und der Geistlichkeit bedroht war.

Ebenstein, an Anfeindungen aller Art gewöhnt, suchte sich anfangs über die Demonstrationen, zurückhaltende

Kälte und unverhüllte Zurückstoßung hinwegzusetzen, wie ihn auch die Allgemeinheit und das gleichzeitige Zusammentreffen derselben frappirt hatte. Als er aber trotz einer schon längeren Anwesenheit in Wien weder vom Kaiser, noch vom Fürsten Kaunitz, seinem Chef, vorgerufen wurde, da mußte er bedenklich werden, und die sonderbare Aufnahme, die ihm da und dort zu Theil wurde, für die dunklen Vorzeichen eines Ungewitters ansehen.

Der Kaiser war zwar die meiste Zeit über auf einer jener Inspectionsreisen, deren er so viele zu machen pflegte, und erst seit ganz Kurzem wieder in Wien anwesend, aber Fürst Kaunitz schien die Audienz, die er Ebenstein gleich nach dessen Ankunft versprochen hatte, wie mit Absicht schuldig bleiben zu wollen. Er hatte nicht einmal die Depeschen selbst in Empfang genommen, die Ebenstein aus Brüssel an ihn zu überbringen hatte; sie waren ihm durch einen der Secretäre abgenommen worden.

Durch das Zusammentreffen so vieler Momente waren die Gerüchte über Ebenstein's Ungnade und schimpfliche Amtsentsetzung rasch entstanden. Sie cursirten mit täglich zunehmender Bestimmtheit in allen möglichen Versionen, deren jede Ebenstein's Charakter und Reputation von einer neuen Seite verunglimpfte.

Um die Zeit, als Graf Kolowrat der Gräfin Rauenkirch die uns bekannten Mittheilungen über Ebenstein's

Lage gemacht hatte, waren jene Gerüchte so stark und gaben sich für so fest aus, daß Ebenstein selbst an ihre Richtigkeit glaubte. Die Ungnade war zwar noch nicht officielle Thatsache, aber die öffentliche Stimme schien ihr Herannahen unzweifelhaft anzukündigen.

Er hatte die Hoffnung auf die Audienz beim Fürsten bereits aufgegeben, als sie ihm unerwartet anberaumt wurde.

Ebenstein betrat zur bestimmten Stunde das in der Vorstadt Mariahilf gelegene Palais des Staatskanzlers und wurde, da derselbe noch nicht zu Hause war, in den Gemäldesaal gewiesen. Dieser ging durch zwei Stockwerke und war von prachtvoller Ausstattung. Man zählte ihn zu den Sehenswürdigkeiten Wiens, seitdem der Fürst die werthvollsten Kunstschätze, die vordem auf seinem Schlosse Austerlitz verwahrt gewesen waren, dahin hatte schaffen lassen.

Landschaften, Schlachtenbilder, historische Porträts, Bilder aus der mythologischen Welt mit alleiniger Ausschließung der christlichen Sphäre schmückten die Wände. Der Eingangsthür gegenüber sah man ein Gemälde — das einzige von modernem Pinsel — das vor ungefähr zehn Jahren hingekommen war, das lebensgroße Porträt des Fürsten vor dem Brustbilde der Kaiserin Maria Theresia stehend. Die Kaiserin hatte es dem Staats-

kanzler, als ihrem verehrten Freunde, geschenkt. An diesem Bilde, das ihn an die Blüthentage seiner Macht erinnerte, pflegte er nie vorüberzugehen, ohne davor mit einem Blicke, in welchem Stolz und Wehmuth gemischt waren, zu verweilen, als ob er die Zeiten, da er als Orakel galt, mit den jetzigen vergleiche.

Unterwegs wendete sich der begleitende Kammerdiener, ein freundlicher alter Mann, zu Ebenstein.

„Herr Baron," sagte er, „Sie werden Zeit genug finden, die schönen Gemälde anzusehen. Der Fürst ist erst vor Kurzem plötzlich ausgefahren. Es muß einen ganz besonderen Grund haben. Doch hat er die Audienzen nicht abbestellt."

„Sind noch mehr Personen vorgerufen?"

„Zu dienen, noch mehrere Personen. Meist höhere Standespersonen, die der Fürst gewiß nicht vergeblich warten ließe. Zwar," — fügte der Alte achselzuckend hinzu — „heute wäre Alles möglich —"

„Was meinen Sie damit?"

„Nun," versetzte der Kammerdiener nach einigem Zögern, „Se. Durchlaucht sind heute nicht in Ihrer gewöhnlichen Verfassung. Ein Sterbefall — heute ist der Kriegsreferendar Binder, der Freund Sr. Durchlaucht und seit fünfzig Jahren, man kann sagen, sein Vertrauter — gestorben —"

„Das fügt sich schlecht," bemerkte Ebenstein mit einem vieldeutenden Blicke, den der Kammerdiener gleich verstand.

„Das fügt sich freilich schlecht," wiederholte er, „denn das wissen Sie ja, Herr Baron, daß man vor Sr. Durchlaucht das Wort „Tod" gar nicht aussprechen darf. Ueberhaupt das Wort „Tod", oder „Blattern", oder —"

„Mir ist diese Eigenheit schon bekannt."

„Gar nicht aussprechen, Herr Baron, gar nicht aussprechen," wiederholte der Alte. „Man muß ihn auch dabei lassen, daß Alle noch leben, die er gekannt hat. Zuweilen bei der Tafel fällt Sr. Durchlaucht ein, daß eine seiner Tanten, die Gräfin Questenberg, eine alte kranke Dame, die jahrelang nicht auszugehen pflegte, irgend ein Gericht gern hat. Er nimmt einen Teller, legt eine Portion zurecht und sagt: „Das trägt Er gleich zur Gräfin Questenberg." Ich sage: „Zu Befehl, fürstliche Gnaden" und gehe mit dem Teller davon. Aber, mein Gott, mit dem besten Willen kann ich den Befehl nicht ausführen und muß Alles selbst essen, denn die Frau Gräfin Questenberg liegt ja schon vier Jahre im Grabe —"

„Wie hat man aber die Neuigkeit vom Tode des Herrn von Binder dem Fürsten doch beigebracht?" fragte Ebenstein.

„Es ging nicht anders," versetzte der Kammerdiener;

es ließ sich nicht umgehen, denn der Vorleser Sr. Durchlaucht wurde während der Krankheit des Herrn Kriegsreferendars täglich hingeschickt. Heute desgleichen. Da er sich nun mit der Todesnachricht nicht hervorwagen durfte, hat er Sr. Durchlaucht einfach gemeldet: der Herr Kriegsreferendar Baron von Binder seien nicht anzutreffen gewesen."

Ebenstein mußte lächeln.

Der Kammerdiener fuhr fort:

„Aber der Fürst verstand ihn gleich. Er ist gar todt! rief der Fürst. Sagen Sie es nur heraus. Er ist todt! Als es nun der Herr Vorleser mit einem ernsten Kopfnicken bejaht hatte, waren Se. Durchlaucht sehr betroffen und blieben eine Weile stumm. Dann sagten dieselben: Binder hätte noch sehr lange leben können!"

„Und doch war Baron Binder," sprach Ebenstein, „soviel ich weiß, kaum jünger als der Fürst —"

„Nur um anderthalb Jahre," versetzte der Alte.

Indeß näherten sich vom Corridor her einige Personen, welche nach dem Geräusche ihrer Stimmen und ihrer festen Tritte ein starkes Selbstgefühl auch in diesen Räumen beseelen mußte.

„Gewiß Herren, die auch auf Audienz warten," flüsterte der Kammerdiener. „Der Herr Hofrath führt sie selbst her. Ich erkenne seine Stimme —"

Nach diesen Worten machte er sich nach der entgegengesetzten Seite auf den Zehen aus dem Staube.

Drei Personen betraten den Gemäldesaal, eine derselben war offenbar ein Prälat, die andere ein reichdecorirter General, die dritte Persönlichkeit war der Hofrath Steyrer, durch dienstliche Beziehungen mit Ebenstein bekannt.

Ebenstein, bereit, den Letzteren zu grüßen, war sehr erstaunt, von diesem nicht erkannt zu werden, worauf die drei Herren die Köpfe zusammensteckten und in recht demonstrativer Weise flüsterten.

Ebenstein hatte sich den Gemälden zugewendet. Bald weilten seine nur halb aufmerksamen Augen auf einer Daphne, die dem Apoll entflieht, bald auf einem Darius inmitten seiner Weiber, schließlich blieben sie an einem wundervollen Bilde des Guercino, das Urtheil des Paris, haften, wie er den Streit der Göttinnen schlichtet.

„Um auf unser Gespräch von vorhin wieder zurückzukommen,“ sagte der General mit lauter Stimme und viel Emphase, „so gebe ich Ihnen vollständig Recht, daß alles Unglück unserer Zeit vom Freimaurer-Orden ausgeht.“

Ebenstein war bekanntlich Freimaurer.

„Aber Excellenz, Herr Feldzeugmeister,“ versetzte der Herr Prälat, ein dicker rothwangiger Herr, mit sanftem

Verweise, „wie können Sie den Ausdruck „Freimaurer-Orden“ gebrauchen? Das heißt ja den altehrwürdigen Namen der heiligen katholischen Genossenschaften entweihen. Freimaurerbande muß man sagen! Das trifft den Nagel auf den Kopf!“

„Sehr wahr,“ sagte der Feldzeugmeister. „Doch der allgemeine Gebrauch muß mich entschuldigen.“

„Das laß' ich gelten,“ rief der Prälat. „Man sagt auch allgemein: protestantische Kirche, Protestantenkirche, und doch giebt es keine Kirche, der dieser Name würdig zukommt, als die römisch-katholische. Aber dieser Unfug ist bei allen Secten eingerissen, nur die Juden machen eine Ausnahme, die ihre Bethäuser mit bescheidenem Tact Synagoge nennen.“

„Das ist wahr,“ sagte der General, „die Juden sind wirklich nicht die Schlimmsten. Sie lassen Andere glauben, wenn man sie nur glauben läßt, aber die Freimaurer wollen alle Religionen abschaffen, um ganz ungestraft gegen alle zehn Gebote sündigen zu können —“

In diesem Augenblicke wurde Ebenstein von seiner Verlegenheit durch ein von Unten heraufkommendes Geräusch so zu sagen befreit. Er war an's Fenster getreten und schob die schweren Seidendraperien beiseite, um in den von Lampen hellerleuchteten Hof hinabzublicken.

Das Gatter des Hofes war aufgeflogen, zwei roth-

berockte Läufer mit brennnenden Fackeln in der Hand schwenkten herein und stellten sich an den Treppen auf. Sie dienten als Leuchterträger und Wegweiser der prachtvollen, von vier Schimmeln bespannten Carosse, auf deren Bock der Kutscher mit mächtiger Allongeperrücke saß. Von dem Hinterbrete war ein reichgalonnirter Husar herabgesprungen, und nachdem das prachtvolle Gespann im Halbkreise herumgebogen, sah Ebenstein, wie die Glasthüre der Carosse sich öffnete und der Fürst mit übergroßer Vorsicht ausstieg und im Palais verschwand.

Ohne weiteres Säumen ging Ebenstein an den drei Gestalten ruhig, aber ein Bischen trotzig vorüber, um sich in das eigentliche Vorzimmer zu begeben, in welchem er, kaum angelangt, von einem der anwesenden Secretäre des Fürsten in den anstoßenden Salon gewiesen wurde.

Nicht lange darauf öffneten sich die beiden Flügelthüren des Seitengemachs. Fürst Kaunitz trat ein, eine hohe hagere Gestalt von imponirendem Wuchse in reichgesticktem Leibrock, den Degen an der Seite. Trotz seiner vierundsiebzig Jahre war seine Haltung nicht gebeugt. Seine Stirne war schön, ein wenig gewölbt, die Nase gebogen: in dem hellen Blau seiner Augen spiegelte sich die kalte Klarheit des Verstandes, der in diesem merkwürdigen Kopfe wohnte.

An seinem Anzuge war Alles überfein; man merkte,

daß der Fürst aus seinem langjährigen Aufenthalte am sybaritischen Hofe von Versailles Gewohnheiten mitgebracht, die er nie ablegte. Ungewöhnlich war an ihm die große, fünfzöpfige Perrücke. Es war jenes wunderbare Lockengebäude, dessen durchaus gleichmäßige Puderung dadurch hergestellt wurde, daß der Fürst durch eine Reihe mit Puderquasten bewaffneter und sie in Bewegung setzender Diener auf- und abging.

Seine Gesichtszüge, zwar immer sehr ernst, waren diesmal verdrießlich, sogar finster.

„Ich habe Sie nicht vergessen", sagte er. „Ich bin lange mit mir zu Rathe gegangen, welche Verwendung ich Ihnen fortan geben solle, damit Ihr Diensteifer der Sache des Staates ersprießlicher werde, als bisher —"

Ebenstein, von bösen Ahnungen erfüllt, zuckte im Innersten zusammen. Der Eingang lautete sehr ungnädig.

„Der Kaiser," sprach der Fürst weiter, „hat den Wunsch ausgedrückt, daß ich Sie im Departement der niederländischen Angelegenheiten bei mir placire. Doch hat er mir die Erfüllung desselben ganz anheimgestellt. Ich hätte Ihnen gern die Kränkung erspart — darum habe ich Sie vorzurufen gezögert — aber die Staatsnothwendigkeit kennt kein Mitleid. Ich habe die Dinge in den Niederlanden, die Sie im halben Aufruhre verlassen

haben, wieder nothdürftig zusammengeflickt. Ich brauche Helfer, Leute, welche zu beruhigen verstehen, nicht aber solche, deren Aufregung sich ihrer ganzen Umgebung mittheilt. Ich will keine Anklage erheben, aber auch der beste Wille nützt in der Politik nichts und kann unter Umständen ebensoviel zerstören, als ein Heer von Vandalen."

„Durchlaucht, ich bin schwer betroffen," wollte Ebenstein beginnen, allein der Fürst ließ ihn nicht dazu kommen.

Seine Rede war sonst gemessen, er schien jedes Wort, das von den Lippen ging, aufs Genaueste geprüft zu haben; aber in Anwandlungen von Unmuth war er kurz und derb.

„Ich kann ihre eigene Vertheidigung übernehmen," fuhr der Fürst fort. „Ich weiß, daß Sie nach strenge gemessenen Befehlen gehandelt haben und keine Linie weit von der vorgeschriebenen Route abgewichen sind. Die Befehle zu ihrem Vorgehen rührten nicht meist von mir her! Ich entschuldige sie daher weit eher in der niederländischen Sache, als ich Sie anklage. Ich habe keinen politischen Sündenbock nöthig! Ich verbessere nur Mißerfolge, die nicht meine eigenen sind. Ich bin nicht mit meinem Karren im Sande stecken geblieben."

Er hatte unter diesen nicht eben dunkel auf den Kaiser zielenden Sarkasmen seine goldene Dose hervorgezogen und eine starke Prise genommen.

Ebenstein, der einen neuen Anlauf zum Reden gemacht hatte, bekam abermals nicht das Wort.

„Soll ich,“ sprach der Fürst, die einzelnen herabgefallenen Spaniolstäubchen mit Hast, doch auch mit vieler Zierlichkeit vom Jabot abstreifend, „für den Gang der Politik verantwortlich sein, so muß ich die Wahl meiner Organe haben. Ich habe das dem Kaiser rund heraus erklärt. Nun wissen Sie, waran Sie sind. Ich kann nichts für Sie thun; aber es ist die Pflicht Sr. Majestät, für Sie zu sorgen! An ihn werden Sie sich nun zu wenden haben! Sie haben — ich gebe Ihrem Pflichteifer und Ihrer Ergebenheit nochmals mit großer Genugthuung das Zeugniß — Sie haben genau nach den Instructionen Sr. Majestät gehandelt.“

Mit einer graziösen Hanbewegung hatte er Ebenstein den Wink gegeben, daß er entlassen sei, indem er gleichzeitig klingelte, um die nächste Audienz zu ertheilen.

Wie geschlagen, mit durcheinander wirbelnden Gedanken war Ebenstein aus dem Gemache des Fürsten herausgekommen. Er hatte Zeit nöthig, um das oft dunkle, oft unvermittelte Gemisch der vernommenen Sätze auseinanderzuwirren und den Kern des Sinnes zu fassen. Unzweifelhaft aber war es ihm, daß ihn der Staatskanzler fallen gelassen habe.

Drittes Capitel.

Selbst bei den ungerechtesten Schicksalsschlägen und den unverdientesten Mißerfolgen ist es einem verständigen und kraftbewußten Menschen eigen, den Ursachen seiner Niederlage in seinen eigenen Handlungen nachzuspüren und eine Selbstkritik an sich zu üben, die nicht selten noch ungerechter als das eingetroffene Unglück ist. Denn der Verständige und seiner Kraft Bewußte führt gern Alles auf sich selbst zurück. Während der Schwache jammert, daß ihm Unrecht geschehen und das Schicksal anklagt, das ihm feindlich war, überlegt prüfend der Gescheidte und Starke, wie er bei derselben Handlungsweise dem Schlage hätte ausweichen oder ihm mit überlegener Kraft hätte begegnen können, und findet schließlich, daß bei gleichem Handeln auch ein anderer Ausgang möglich gewesen wäre.

Dieser Satz kann seine volle Anwendung auf unseren Freund Ebenstein finden, als er in vorgerückter Abend-

stunde von der Audienz beim Fürsten Kaunitz in seinem Gasthofe angekommen war und, auf das Canapé hingeworfen, die Wege seiner bisherigen Laufbahn im Geiste durchging, Wege, auf welchen er in seine jetzige trostlose Lage gerathen war. Wenn auch seine Gedanken von der klaren Einsicht unerschütterlich beherrscht waren, daß er einer Uebermacht unterlegen sei, der auch der Kaiser nicht Stand gehalten, so kam er doch immer wieder auf den vielleicht nur selbstquälerischen Vorwurf zurück, daß er sich im Enthusiasmus für seine Sache zuweit vorgewagt und in trügerischer Siegesgewißheit nicht für seinen Rückzug rechtzeitig gesorgt habe.

„Ich bin ein Opfer der kaiserlichen Einlenkungs-Politik!" sagte er zu sich, plötzlich aufstehend und in glühender Aufregung auf- und abgehend. „Das ist unbestreitbar. Klarer konnte ich es von einem Diplomaten und Staatsmann wie Kaunitz nicht hören, der jedes Wort abzuwiegen pflegt. Die höhnischen Seitenhiebe, die er dem Kaiser versetzt hat, beweisen, wie sicher er sich im Sattel fühlt. Wie anders hat er zu mir gesprochen, als ich in die Niederlande abging! Die glatte, gefügige Unterordnung unter die Ideen des Kaisers, die er damals an den Tag legte, sticht von dem Schulmeisterton, den er heute angeschlagen, gewaltig ab. Ein gewisser zorniger Uebermuth, daß er, den man Jahre lang bei Seite gesetzt,

nun das Staatsschiff wieder flott machen soll, schien aus jedem seiner Worte hervorzuklingen. Es ist gewiß, daß eine Politik der Einlenkung, wenn auch nicht der völligen Umkehr gesiegt hat und die Gebete oder vielmehr die Flüche der Mönche einigermaßen erhört sind. Wie sagte doch der Fürst? Ich habe einen politischen Sündenbock nicht nöthig — so war es, glaube ich. Nun, was zweifle ich? Ich bin dieser Sündenbock, der das, was in den Niederlanden vor sich gegangen auf seine Rechnung geschrieben erhält. Ich habe meine Befehle überschritten, ich bin weiter gegangen, als der Kaiser gewollt hat! Ein solches Loos erleben, ist grausam — aber nicht neu!"

Er hatte einen Augenblick innegehalten und fuhr dann wieder fort:

„Was wird nun aus mir? In das ganze Heer meiner Feinde hinausgestoßen, stehen mir nur Kränkungen und Verfolgungen bevor. Mir wird bei jedem Gedankengange bänger! O, meine arme Mutter, welch ein Schwert stoße ich Dir wieder in die Brust! Schrecken auf Schrecken bringt Dir die allzu große Liebe zu Deinem Sohne. Wie oft habe ich über Deine Warnungen gelächelt und meine Weisheit höher angeschlagen, als Deinen schlichten gesunden Frauenverstand! Nein, die Macht der Kirche war nicht blos das Gebilde Deiner fromm gläubigen Seele — denn heute bin ich von ihr zermalmt. Der Haß der

Priester ist unwandelbar und ewig, aber kurz und unsicher alle kaiserliche Gunst. Das erkenne ich erst jetzt, über den Haufen geworfen, dem Hohngelächter preisgegeben, im Staube! Ich fühle es um so bitterer, je größer und edler die Sache ist, um welche ich leide!"

Er warf sich auf einen Stuhl. Den Kopf gesenkt, mit einer Hand die Augen bedeckend, saß er lange Zeit unbeweglich da. Die von dem großen Schlage erregte Phantasie hatte ihn in den tiefsten Abgrund der Entmuthigung gerissen.

Endlich hatte er sich mit einem plötzlichen Rucke wieder zurechtgesetzt. Seine Augen richteten sich empor und verweilten in der Höhe, wie wenn er dort Etwas erblickte, was seine schmerzensstarren Züge mit den Strahlen einer wehmuthsvollen Freude überhauchte.

„Was willst Du bei mir?" rief er mit einer sich immerfort steigernden Bewegung. „Hinweg von mir, holdselige Gestalt, hinweg von mir, der ich nun selbst wie in einer Zelle gefangen liege! Du kannst mich nicht retten und Dein liebliches sanftes Lächeln vermehrt nur die Qual des Gedankens, daß ich und Du für immer auseinandergerissen sind. Mit meinem Glücke sollte auch die Sehnsucht nach Dir, die mein Herz erfüllt, dahingeschwunden sein! Wenn der Verfolgte und die Verfolgte sich die Hand reichen, schließen sie nur einen Todesbund! Ver-

schwinde wieder, zauberische Erscheinung und nimm die lügnerischen Hoffnungen und die tausend Gedanken mit Dir, mit welchen ich Dein unvergeßliches Bild umsponnen habe! Entsagen heißt verlieren — nicht vergessen —"

Es war weit nach Mitternacht, als Ebenstein sich zu Bette gelegt hatte. Sein Schlaf war unruhig und voll Träume, in welchen ihm Marcelline erschien und eine Schreckensscene die andere ablöste.

Als er sich am folgenden Morgen angekleidet und dem Kellner geschellt hatte, überbrachte ihm dieser mit dem Frühstück einen Brief.

Dieser war von vornehmem Aussehen, großem Format und fast kalligraphisch schön geschriebener Adresse. Auffallend war auch das große Siegel, wie es Aemter zu führen pflegen, so daß Ebenstein erst eine amtliche Zustellung erhalten zu haben glaubte und mit Fieberhast nach dem Briefe griff. Bei näherer Betrachtung zeigte es sich jedoch, daß auf dem großen Siegel seltsamerweise das symbolische Opferlamm mit der Kreuzesfahne abgeprägt war. —

Der Brief war anonym und lautete folgendermaßen:

„Herr Baron!

Unser Herr Jesus Christus kommt zu den Leidenden und Bedrängten und sucht sogar auch die Sünder auf.

Sie befinden sich in einer schweren Bedrängniß und sind auch ein großer Sünder! Sie haben an den blutigen Verfolgungen der heiligen Kirche, die unser Jahrhundert brandmarken, den lebhaftesten Antheil genommen und haben sich bei der Mißhandlung und Beraubung der frommen Diener Gottes mit einem wahrhaft satanischen Ehrgeize hervorgethan. Aber der Lohn des Bösen und Gottlosen ist Reue und Trauer, und darum ist Reue und Trauer über Sie gekommen. Sie werden jetzt von Denjenigen verleugnet und mit Füßen getreten, die Ihnen zur Sünde gerathen und Sie zu den an der heiligen Kirche begangenen Freveln angestachelt haben. Wenn Sie nun auch eine Züchtigung von der Hand der Himmlischen verdienen, so ist doch die Strafe, die Sie leiden, nichts als der schwärzeste Undank, wenn sie Ihnen durch die Hand Ihrer Mitschuldigen zukommt . . .

In der großen Bedrängniß, in die Sie sich jetzt geworfen fühlen, ist der rechte Augenblick da, über Ihr altes Thun nachzudenken und bessere und heilsamere Vorsätze zu fassen. Sie sind noch zu jung, als daß Ihr Herz von Bosheit so verstockt sein sollte, um der Reue unzugänglich zu sein und die bittende Warnungsstimme, die aus diesem Briefe an Sie erschallt, zu überhören! Der Schmerz, den Sie empfinden, ist aber von Bußfertigkeit noch sehr fern, denn Sie bejammern nur die weltlichen Vortheile und

Ehren, um welche Sie plötzlich gebracht zu sein glauben. Nein, Sie haben nichts verloren! Pharao wird Sie bald wieder an seinen Thron berufen, denn die ganze Henkerarbeit ist noch nicht vollbracht! Sie werden noch erhöht werden, von Stufe zu Stufe steigen, aber am Ende vor Gott und den Menschen verworfen, schmachvoll zu Grunde gehen. In dem bittersten Vorgeschmacke dieser Stunde, jetzt, da Sie über den Undank der Menschen weinen, gehen Sie in sich, schlagen Sie sich bußfertig an das grausame Herz! Gedenken Sie der Worte der Schrift: „Siehe, die Buße, die mir sonst lästig gewesen, als meine Seele noch nicht Reue und Leid kannte, ich habe sie jetzt als das Oel erfunden, so meine Sünden heilet."

Mögen Ihnen die apostolischen Worte, die Ihnen aus diesem Schreiben wie aus einer dunklen Wolke ertönen, gleichsam die erhabene Erscheinung von Damascus sein und den Verfolger des Herrn in einen Bekenner des Herrn verwandeln. Sie können noch viel Gutes thun, die Werke der Finsterniß in Vergessenheit bringen, von welchen Ihre Seele befleckt ist! Wenn Sie auch nicht das verstockte Herz Pharaonis, dessen Ruf bald an Sie erschallen wird, zur Reue und Buße zu bewegen vermögen, so würde es doch nur von Ihrem Willen abhängen, seinen Handlungen insgeheim den Stachel zu nehmen und Gott und der Kirche jenen Gehorsam im Stillen zu leisten,

welchen Sie dem Pharao geschworen haben! So würde sich das Böse des Mächtigen noch zu seinem eigenen Besten lenken und im Verborgenen eine göttliche Sendung erfüllen ... Dann, aber auch nur dann, könnte sich noch der schwere Fluch, der Ihrem Leben auf der Ferse folgt, in Heil und Segen verwandeln! Es würde nicht allein Ihre Seele den Gewinn ziehen, sondern auch irdisches Wohlergehen würde die süße Frucht der im Stillen geübten Gotteswerke werden. Ihre Wege hienieden würden sich wunderbar ebnen, Ihre Wünsche nicht immer schmerzlichen Täuschungen entgegengehen! Alles, wonach sich Ihr Herz im Stillen mit flammenden Gluthen sehnt, würde Ihnen entgegengebracht werden und Ihre Verzweiflung nicht von Dauer sein, denn die Kirche, voll Erbarmen mit menschlichen Schwächen, würde dem reuigen Sünder gewähren, was sie dem Unbußfertigen versagt, und heiligen, was sie sonst verdammt.

Lassen Sie daher diese Zeilen heilsamer Mahnung auf fruchtbaren Boden fallen und verstopfen Sie Ihr Ohr nicht mit dem Wachs des Trotzes und der Bosheit! Wenn aber, was zu Ihrem ewigen und irdischen Heil zu hoffen wäre, dieser ernstliche Ruf Ihre Seele durchdringen sollte, daß Sie den frommen Entschluß fassen, nach dem Beispiele Pauli der Kirche, die Sie verfolgt haben, zu dienen, so erscheinen Sie zum Zeichen Ihrer Bekehrung

und inneren Läuterung an drei hintereinanderfolgenden Tagen Morgens um die achte Stunde in der heiligen Messe, die am Hauptaltar im Stephansdom gelesen wird.

Werden Sie daselbst im Gebete versunken gefunden, so werden Sie schon sofort weiter gehender Enthüllungen theilhaftig werden und die Personen bezeichnet erhalten, mit welchen Sie gemeinschaftlich an dem Wiederaufbau des geschändeten und zerstörten Tempels des Herrn mitarbeiten sollen.

Möge Sie der Geist Gottes erleuchten und leiten! Amen!"

Nicht ohne die größte Verwunderung hatte Ebenstein den räthselhaften Brief zu Ende gelesen. Eigentlich war nur der Verfasser unbekannt, die Einladung und Verlockung zu Treubruch und Verrath ließen an Klarheit nichts zu wünschen übrig. Er wußte nicht gleich, ob er das Product für eine Mystification oder die müßige Arbeit eines überspannten und verkehrt denkenden Frömmlers, der seine Mußestunden nicht besser anzuwenden gewußt, oder für ernstgemeint halten sollte.

Er hatte den Kellner heraufgerufen.

„Wann ist dieser Brief gekommen?" fragte er.

„Gestern, gnädiger Herr, ungefähr um zehn Uhr Abends. Ich traute mich nicht mehr, ihn zu bringen und Sie zu stören."

„Haben Sie ihn in Empfang genommen?"

„Zu dienen."

„Und wer hat ihn überbracht?"

„Ein geistlicher Herr, glaube ich. Ich hielt ihn wenigstens dafür. Ich lief gerade in größter Eile durch den rückwärtigen Thorweg, wo es etwas dunkel ist. Da ist der Herr an mich herangetreten und hat mir den Brief übergeben."

„Hat er sonst nichts gesprochen?" inquirirte Ebenstein.

„Kein Wort, denn er hatte auch Eile. Vor dem Thorweg wurde er von mehreren Herren erwartet, die mir auch alle geistliche Herren zu sein schienen. Bestimmt weiß ich es aber nicht zu sagen. Uebrigens, gnädiger Herr, würde ich wünschen, daß täglich zehn solcher Briefe für Sie ankommen würden —"

„Warum das?"

„Weil ich dann täglich zehn Zwanziger verdienen würde. Einen habe ich für die Bestellung des Briefes bekommen. Das ist ein Trinkgeld, dessen sich der Herr Erzbischof selbst nicht zu schämen brauchte."

Er verließ schmunzelnd das Zimmer.

Wie unbestimmt und vag auch diese vom Kellner mitgetheilten Umstände waren, so schienen sie in Ebenstein's Vorstellung doch geeignet, den Glauben an eine ernsthafte Tragweite des Briefes zu vermehren.

Als aber Ebenstein das Schreiben, das er zuerst nur rasch durchflogen, noch einmal aufmerksam gelesen hatte, schwand ihm aller Zweifel, daß er es nicht mit einem Spaßvogel, sondern mit dem leibhaftigen Versucher in der Wüste zu thun habe, welcher zu ihm im wohlgewählten Moment der Verzweiflung gekommen, ihm sein Brod anzubieten. Was aber auch noch den Ernst des an ihn gestellten schändlichen Antrages bekräftigte, war die präcise, ihr Ziel treffende Kenntniß aller Verhältnisse Ebenstein's, die das Schreiben zur Voraussetzung hatte. Höchst eigenthümlich und merkwürdig waren jedoch die unterstrichenen Worte unweit vom Schlusse des Briefes, welchen Ebenstein keinen verständigen Sinn entlocken konnte, wenn er sie nicht mit den Gerüchten in Beziehung brachte, welche über ihn und die schöne Ex-Nonne, besonders im Munde der Geistlichkeit, im Umlauf waren.

Ueberflüssig ist, zu bemerken, daß die geheimnißvolle Lockstimme in seinem Innern nicht die allergeringste Versuchung rege machte und ihm kaum des Abscheues, den sie verdiente, werth war. So blieb, da er der Sache Ernst beimessen zu müssen glaubte, die ganze Wirkung des Briefes nur auf das Interesse einer gewissen Neugier beschränkt, welche ihm die Stelle über seine baldige Berufung zu „König Pharao“ einflößte, unter welchen offenbar der Kaiser gemeint war.

Allmälig wieder verschärften und vertieften sich seine Empfindungen, er überblickte seine Lage nach allen Seiten, ein Geist der Rückschau kehrte bei ihm ein, er gedachte aller Fallen, die ihm gelegt worden, aller Kränkungen, die er erfahren, die Art und Weise, wie man den Feind von gestern in einen Freund und Verbündeten verwandeln wollte, weckte seinen vollen Unwillen. So ging ein düstrer Tag vorüber, der Abend kam, Ebenstein begab sich in die Loge; das Zusammenkommen mit gleichgesinnten Freunden schien ihm die einzig mögliche Erheiterung. Dort, wußte er, hatten die Wände keine Ohren.

Er war aufgefordert worden, über die Zustände in den Niederlanden zu berichten. Er gab eine Uebersicht der Ereignisse und seiner eigenen Erlebnisse, er schilderte den Widerstand der Bischöfe und der mit diesen gehenden Bevölkerung und versuchte diesen auf seine letzten Gründe zurückzuführen.

„Täuschen wir uns nicht" sagte er zum Schlusse. „Heute noch wie vor zweitausend Jahren wird von den latinischen Bergen aus die Welt regiert. Leugne es wer will, die Macht Roms ist noch immer aufrecht. Das erste römische Weltreich regierte durch Proconsuln, Senatusconsulte und Legionen, das zweite herrscht durch Bischöfe, Bullen, Concile, Armeen von Mönchen und Pfaffen. Welcher Aufbau ist der größere?

„Werfen wir einen flüchtigen Blick zurück, meine Freunde!

„Das Reich, das von Britannien bis zum Tigris reichte, war in sich zerfallen. Die Barbaren hatten das Gewühl der Götter vor sich her in die Flucht gejagt und die marmorne Herrlichkeit der Statuen und Tempel in Stücke geschlagen. Rom war den rauhen, ungebildeten nordischen Barbaren unterlegen, aber der eigentliche römische Geist war nur eine Zeitlang unter soviel Schutt begraben. Bald sehen wir ihn sich wieder erheben, er gründet das zweite, das neue, das geistige Weltreich.

Die Jugend des Papstthums gleicht den ersten Jahren des römischen Königthums, aber die Periode der Republik wird übersprungen und rasch wachsen die Bischöfe Roms zu Cäsaren heran. Und wieder sieht sich Rom erhöht, wie zu Zeiten August's oder Nero's.

Cäsaren sind diese Päpste, aber solche, gegen welche die alten, vielverleumdeten Kaiser meist als halbe Ehrenmänner oder als vergleichsweise harmlose Naturen erscheinen. Laster haben diese und jene, doch wenn das Wüthen der alten Cäsaren sich eigentlich nur auf Rom und auf ihre nächste Umgebung beschränkt, so wissen ihre Fortsetzer über den halben Erdkreis Unheil zu verbreiten. Sie predigen Kreuzzüge, die zwei Millionen Menschen durch Krieg und Pest in Syrien, Egypten, Palästina hin-

raffen, sie tragen den Krieg in die Thäler des Languedoc, streiten gegen Waldenser und Hussiten, sie entzünden die Religionskriege in Deutschland, Holland, Frankreich, selbst in England, und verschulden es, daß an viermalhundert tausend Menschen in den Kerkern und auf den Scheiterhaufen der Inquisition zu Grunde gehen, sie feiern das Massacre der Bluthochzeit mit Jubelfesten und Tedeums. Die rabbia papale war ja einst sprichwörtlich bekannt! Und wer möchte nicht Tiber und Domitian im Vergleich zu Alexander dem Sechsten, Paul dem Dritten und dem wüthenden Ketzerrichter Pius dem Fünften fast unschädliche Menschen nennen?

Und diese Männer bauen und bauen, schaffen eine Gedankenwelt, ein Reich von Dogmen, zwingen die Menschen daran zu glauben. Nachdem einmal durch das Concil von Nicäa die Gottheit Christi festgestellt, und durch das von Constantinopel der heilige Geist definirt ist, gehen sie weiter und weiter. Die öffentliche Beichte wird in eine Ohrenbeichte verwandelt und der Clerus durch das Cölibat von der übrigen Gesellschaft isolirt. Ueber diese Erde wird ein Himmel mit Heiligen aufgestellt, von deren Ueberschuß an Verdiensten man sich durch Ablässe mehr oder weniger aneignen kann, unten wird ein Fegefeuer angezündet, dessen Qualen sich jedoch durch Seelenmessen lindern lassen. Die planmäßige Unterdrückung der in-

tellektuellen und sittlichen Entwicklung, die unbeschränkte Herrschaft über Geister und Gewissen ist ein offenes, wiewohl nicht eingestandenes Ziel. Die Völker sollen Marionetten werden, deren Drähte der römische Pontifex in Händen hat.

Wer ist der eigentliche Baumeister dieser Dogmenwelt? Es ist der italienische Geist, der Geist, der den unverwüstlichen Drang hat, über Menschen zu herrschen, ein Geist, dreist im Zugreifen, beharrlich im Festhalten, schlau, verlogen, hartnäckig, ein Meister der Heuchelei, nebenbei voll Schönheitssinn, künstlerischem Geschmack, ja sogar oft voll Liebenswürdigkeit. Um seinen Gedankenbau aufzuführen, hat er eine ganze Reihe Bausteine der altrömischen Welt entnommen: den Mond, auf welchem Maria emporschwebt, den Dianenbildern; die ewige Lampe dem Vestadienste, Mariä Himmelfahrt der Himmelfahrt römischer Kaiserinnen. Selbst bei der Bildung der Papstfiction ist die alte Mythe in's Spiel gezogen worden, denn der alte Janus ist „Oeffner" und „Schließer", Patulcus und Clusius. Aber er ist auch selbst reich genug, Neues zu schaffen, und um den innerlich abscheulichen und unsittlichen Stamm seiner Dogmen reiht sich ein Kranz himmlisch schöner Kunstgebilde, inspirirter Madonnen, Transfigurationen und jüngster Gerichte. Dieser Geist wirkt durch zumeist italienische Päpste und die von

Italienern beherrschten Concile. Zur vollen Größe ist er erst herangewachsen, als sich ihm der verwandte und doch anders geartete spanische Geist beigesellte und seine Fluthen mit den seinigen vermischte. Das ist ein finsterer, grübelnder, grausamer, verfolgungswüthiger Mönchsgeist, aber jenem ein mächtiger Beistand. Sanct Dominicus wird die nothwendige Ergänzung zu Franz von Assisi. Und wie ein zweiter Augustus im Kreise seines Virgil, Ovid, Gallus, Tibull, Horaz, Properz, Phädrus, steht schließlich Leo X. im Kreise seines Raphael, Michelangelo, Pomponatius, Sannazar, Bembo; da ist die höchste Blüthe der Kunst mit der höchsten Sittenverderbniß zusammen. Das Papstthum ist bereits so herangewachsen, daß es Könige mit noch unentdeckten Ländern belehnt und der heitere tiarageschmückte Medicäer läßt in der Freude seines Herzens den Ausruf entschlüpfen: „das Märchen vom guten Jesus hat uns schon viel eingetragen!"

Welche Beziehung hat aber diese römische Kirche zu der Lehre Christi? Eigentlich gar keine. Christus hat den Namen hergegeben, sonst steht Alles im Gegensatz zu ihm. Das Bewußtsein dieses Widerspruchs wird endlich im germanischen Geiste lebendig. Wir wissen alle, wie er zu revoltiren begann, zerschlagen konnte er den bereits fertigen Riesenbau doch nicht.

„Glauben Sie nicht, meine Freunde," schloß Eben-

stein, „daß es sobald mit der päpstlichen Gewalt zu Ende geht. Ueber den größten Theil der civilisirten Erde ist der Curie die Umnachtung der Geister und der Gewissen gelungen. Die Kirche verliert heutzutage nur den Boden insofern, als sich jetzt die gebildeten Classen, theilweise auch der Mittelstand von ihr lossagen. Aber im Landvolke hat sie noch eine unendliche Zukunft, eine Kraft, die wachsen und wachsen wird, jemehr das Volk Antheil an der Regierung gewinnt. So wird die Kirche noch eine Blüthezeit erleben! Das Papstthum, die römische Kirche hat noch eine unverwüstliche Kraft auf Jahrhunderte hin und kann erst dann untergehen, bis den in sich vereinigten Romanen, auf eine höhere Culturstufe angelangt, ihre eigene Schöpfung als eine Absurdität erscheint."

Es war um Mitternacht, als Ebenstein, durch seine eigenen, dem tiefsten Innern entquollenen Worte tief aufgeregt in seine Wohnung zurückkam. Zu seiner Verwunderung sah er einen galonnirten Bedienten in der Livree eines kaiserlichen Kammerlakaien im Vorzimmer sitzen und dem Anscheine nach ihn erwarten. Der Mann war halb eingeschlafen, erhob sich aber so rasch er konnte, als er die Schritte des Ankommenden hörte.

„Herr Baron," sprach er, sich tief verbeugend, Se. Excellenz der Herr Oberstkämmerer Graf Rosenberg schicken mich her, Ihnen zu melden, daß Sie Se. kaiserliche Ma-

jestät morgen um acht Uhr in seinem Palais im Augarten zu empfangen wünscht.“

Ebenstein war vor Ueberraschung starr. Er gedachte des anonymen Briefes, der noch auf dem Tische lag, jetzt mit einem gewissen Schauder, als ob sich die darin enthaltenen Drohungen mit derselben Richtigkeit und Schnelle erfüllen könnten, mit welcher die angekündigte Berufung zu König Pharao erfolgt war.

Spät erwacht, hatte er nur nothdürftig so viel Zeit, um sich in seine Uniform zu werfen und fahrend den Weg in den Augarten zurückzulegen, um die seiner Audienz anberaumte Stunde pünktlich einzuhalten.

Der Augarten war mit seinen Alleen und seinem Palais eine Schöpfung Josef's. Er selbst rühmte davon, daß er, um die Alleen zu führen, nicht „junge Sprossen genommen, die erst der Nachwelt dienen mochten, sondern gleich Bäume, unter deren Schatten die Mitlebenden Vergnügen finden könnten“; ein charakteristisches Wort dieses Geistes, der nicht warten wollte, warten konnte, bis die Dinge reiften. Die Alleen waren im Geschmacke jener Zeit geschorene Mauern von Grün. Man verlangte, daß nicht nur die Bäume, Stämme und Zweige der gezogenen Schnur folgten, sondern sogar auch die Blätter. Diese grünen Wände mußten gleichsam aus der Erde emporgewachsen dastehen und den Blick in schöner Enge ge-

fangen nehmen. Zwischen den Laubgängen zogen sich regelmäßige Waldpartien und weite mit Blumenrabatten umränderte Rasenplätze hin. Auf der Einfriedungsmauer las man die noch heute vorhandene merkwürdige Inschrift:

„Allen Menschen gewidmeter Erlustigungsort von ihrem Schätzer."

Das Palais, mitten in den Garten hingestellt, einstöckig, mehr als bescheiden, war der Lieblingsaufenthalt des Kaisers, der hier die Sommermonate bis spät in den Herbst hinein zu verbringen pflegte. Es leuchtete bereits vor Ebenstein's Augen auf.

„Schätzest du," sprach er zu sich, „die Menschen noch immer wie damals, als du diese Inschrift entwarfst und der Maler sie mit goldenen Buchstaben und einem gelegentlichen orthographischen Schnitzer auf den schwarzen Schild schrieb? Siehst du das Bild der Menschheit noch immer in so erhabener Gestalt vor dir? Schätzest du sie noch, nachdem du so viel Schwäche, so viel Dummheit und Bosheit an ihnen kennen gelernt, die Menschen, die die Welt mit blinden Augen ansehen und sich weigern, vom Schlaf zu erwachen? Fliegen deine Gedanken noch immer wie Adler über die Welt, unbeirrt vom Lärm der Gemeinheit, die Augen zur Sonne gewendet? Oder sind ihre Schwingen schon müde, von Pfeilen verwundet? Auch ich, der ich dir auf deiner Bahn folgen wollte, bin schon

getroffen und kann nicht nachkommen. Ich verliere den Glauben, der die Sehne meiner Flugkraft war. Aber wie anders stellt sich mir die Welt auch dar, als ich früher sie dachte! Sie will nichts wissen von denen, die ihr Bestes wollen! Sie will nur einen Schritt vorwärts thun und sich dann wieder zur Ruhe betten. Es scheint vergeblich —"

Doch schon rollte der Wagen über den weichen Sand vor der Einfahrt, ein dienstthuender Kammerdiener erschien und geleitete Ebenstein die Treppe hinauf.

Der Kaiser, zur Zeit eben siebenundvierzig Jahre alt, saß noch in seinem Arbeitskabinet, was nur der Fall war, wenn er von einem Uebermaß drängender Geschäfte zurückgehalten wurde. Ebenstein, der den kaiserlichen Herrn längere Zeit nicht gesehen, fand ihn bedeutend verändert. Es mußte Jedermann auffallen. Es war nicht blos, daß das Aeußere ein theilweise anderes geworden. Der Kaiser, der früher sein lichtbraunes Haar nach Art der Offiziere in einen Zopf gebunden, mit zwei Seitenlocken und einem kurz abgeschnittenen Toupet, getragen, hatte jetzt, seitdem er an der Gesichtsrose gelitten, eine Perrücke auf, welche seinem gefälligen Aussehen von ehedem Eindrang that. Seine schöne, edel gewölbte Stirn war noch immer wie eine Tafel, auf der seine hohen Gedanken zu lesen waren, seine Augen von einem so schönen eigenthümlichen Blau,

daß man eine ähnliche Farbe Kaiseraugenblau nannte — sie waren noch immer der klare Spiegel seiner Seelengüte, aber der Ausdruck um Mund und Kinn war ein anderer, der Teint hatte beträchtlich gelitten, weniger durch die Jahre, als durch die vielen Strapazen und Reisen bei Frost und Hitze. Auch hatten die Wangen, die ein wenig herabzuhängen anfingen, der Anmuth seines Gesichtes den vollen Ausdruck bereits geraubt.

Es lag etwas Ermattetes auf seiner Physiognomie, das nur im Affecte wich, wenn das Feuer, das seiner Seele innewohnte, sich seinem Körper gewaltsam mittheilte.

Der Kaiser saß in einem Lehnsessel an seinem Arbeitstische, auf welchem Actenstöße und einige ausgebreitete Landkarten lagen, noch immer im Negligé-Anzuge, welcher aus einem dunkelfarbigen Frack und grauen Beinkleidern bestand. Außerhalb seines Cabinets pflegte er sich, ein so großer Bürgerfreund er auch war, nur in militärischer Uniform zu zeigen.

„Ich habe Sie lange nicht gesehen!" rief er, auf das Ungezwungenste im Sessel zurückgelehnt, die Beine übereinandergeschlagen, während Ebenstein, sich noch verbeugend, vor ihm stand, in der hastigen Weise, in der er zu sprechen pflegte. „Wie geht es? Was macht die schöne

Ex-Nonne? Haben Sie sie nicht wieder irgendwo angetroffen, wo der Teufel selbst sie nicht sucht?"

Der Kaiser lachte, während Ebenstein, über diese Anrede tief erschrocken, seine ganze Fassung zusammennehmen mußte, und fuhr gleich wieder in demselben Tone fort:

„Sie waren unlängst bei Kaunitz? Was hat er gesagt? Hat er Sie recht abgekanzelt?"

„Majestät," erwiderte Ebenstein, „ich habe mich von meiner Bestürzung über meinen Empfang beim Fürsten noch immer nicht erholt. —"

„Da trösten Sie sich mit mir," erwiderte der Kaiser, ihn unterbrechend, „er hat es mir gerade so gemacht! Ja, die Niederländer," sprach er, in einen höheren Ernst übergehend, „die Niederländer waren uns verhängnißvoll. Das Schauspiel, ein Volk fast zum Aufstande schreiten zu sehen, welches man mit Wohlthaten überhäuft hatte, ist neu und jammervoll. Diese Erfahrung hat mir schlimme Augenblicke gemacht — Augenblicke, in welchen es aller Kraft meiner Grundsätze bedurft hat, um dem Programm einer aufgeklärten Regierung treu zu bleiben. Ich nehme nichts zurück, ich werde mit meinem System stehen und fallen. Glauben Sie ja nicht, daß ich von der Opposition der Stände und dem Chor der Capuziner und Augustiner in's Bockshorn gejagt worden bin. Höhere, auswärtige Ein-

flüsse waren maßgebend, von welchen zu sprechen heute nicht am Platze ist. —"

„Bei den volksfreundlichen Staatsmaximen," versetzte Ebenstein, „welche die Politik Ew. Majestät leiten, muß ein Stich durch Ihr erhabenes Herz gegangen sein, als Höchstdieselben die Wiedereinführung der Joyeuse Entrée unterzeichneten ..... Ich habe diesen Stich mitgefühlt. —"

„Ich konnte nicht anders," sagte der Kaiser, „ich mußte. Ich konnte mir nicht ganz Europa an den Leib hetzen. Man lasse mich nur wieder zu Athem kommen, ich will die eigennützigen Volksaufwiegler schon am Kragen fassen und unschädlich machen. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, sagt das Sprichwort, nach dem ich handeln will. Jetzt muß lavirt werden. Ich brauche gegenwärtig alle meine Kräfte und darf sie nicht zersplittern — ein Riesenwerk ist im Zuge — mein Lieblingsgedanke nähert sich seiner Ausführung, hier" — er zeigte auf die vor ihm liegenden Landkarten — „hier muß ich nun den Weg studiren, den ich zu gehen habe.

„Das soll die größte Unternehmung meines Regentenlebens sein!" fuhr der Kaiser fort. „Dann" — er hielt einen Moment gedankenvoll inne — „dann komme ich, um auch mit den Niederländern Frieden zu schließen, und mich beseelt das Vertrauen, daß ich noch die Tage meiner

Anerkennung erlebe. Im schlimmsten Falle ist noch die Nachwelt da. — Was halten Sie vom Primas Frankenberg von Mecheln?"

„Ein sehr begabter Kirchenfürst," gab Ebenstein zur Antwort, „der unter Sanftmuth und einer gewissen Freisinnigkeit den wildesten Fanatismus verbirgt. Er ist ein Lamm, Fuchs und Wolf, jedes auf seiner Stelle."

„Ha, ha, ha! so sind sie fast Alle!" rief der Kaiser. „Wenn ich die Disciplin der Mönche unter meinen Beamten hätte, so stünden die Dinge anders. Mir fehlt es an Organen, und ich weiß, daß dieser Mangel die Hauptschuld an meinem Mißerfolge trägt. Es giebt Ausnahmen — zu diesen gehören Sie — Ebenstein, Ihr Name steht da an der Spitze —"

„Gnädigster Herr und Kaiser," rief Ebenstein mit ergriffenem und zugleich erleichtertem Herzen, „wie viel Kummer und Schmerzen, wie viel Verleumdungen und Verketzerungen vermöchte ich um einer solchen Anerkennung willen in Ihrem Dienste zu ertragen! Mein Vertrauen auf Höchstihren Hochsinn haben auch die letzten Tage, die ich erlebt, nicht erschüttert. Mein Gemüth hatte schon zu leiden angefangen, aber Ihre huldvollen Worte geben mir die volle Gesundheit der Seele wieder."

„Ich habe es mir gedacht," versetzte der Kaiser. „Wie hätten Sie sich auch in dem tollen Gewirre der letzten

Ereignisse allein zurechtfinden sollen? Sie werden wohl nach der Audienz beim Staatskanzler eine recht schlechte Nacht gehabt haben?"

„Majestät," gab Ebenstein zur Antwort, „ich erinnere mich nur noch an eine Nacht, die schlechter war. Es war jene Nacht, die erste, die ich nach den Doxaner Angelegenheiten im Prager Criminalgebäude zubrachte —"

„Hm," sagte der Kaiser, die Oberlippe zornig aufwerfend und mit dem Fuße stampfend, „ich will dessen gedenken! Doch, das gerade hat Sie mir werther gemacht. In den Prüfungen zeigt sich der Charakter. Sie sind ein Mann, den weder Unglück von seinen Grundsätzen abbringt, noch schmeichlerische Verlockungen. Ich habe beschlossen, Sie in meiner nächsten, unmittelbarsten Nähe anzustellen. Ich brauche verläßliche Männer, jetzt mehr als je. Sie sind seit einigen Tagen bereits zu meinem ersten Cabinets-Secretär ernannt — hier" — er öffnete ein Schubfach, indem er auf einen dort liegenden rescriptähnlichen Papierbogen zeigte, — „hier ist das Decret schon unterzeichnet."

„Majestät," rief Ebenstein, vor Freude ganz exaltirt, „in welche Worte soll ich meinen jubelnden Dank fassen, um ihn Hochdenselben würdig zu Füßen zu legen —"

„Nicht weiter," sagte der Kaiser mit Güte. „Das ist ja eine Schuld, die ich Ihnen abzutragen habe. Und

nun noch die Hauptsache. Lassen Sie kein Wort von dem verlauten, was Sie heute aus meinem Munde gehört haben. Dasselbe Schweigen haben Sie über Ihre Beförderung zu beobachten. Allerhand Verhältnisse zwingen mich, gegen Sie den Kalten und Fremden zu spielen. Gönnen Sie den Leuten noch eine zeitlang die Schadenfreude, den Glauben, Sie für abgesetzt zu halten. Am Ende sind nur die Leute die Gefoppten. Auf Wiedersehen! Ich hoffe, daß wir nicht allzu lange getrennt bleiben —"

„Darf ich mich inzwischen," fragte Ebenstein schüchtern, „nach Prag begeben, um meine alte Mutter zu besuchen und dort Allerhöchst Ihren Ruf erwarten?"

„Auf keinen Fall," gab der Kaiser zur Antwort. „Jeden Tag kann Sie mein Dienst fordern. Sie müssen unbedingt in Wien bleiben. Uebrigens wird sich vermuthlich demnächst eine Gelegenheit ergeben, daß Sie die Reise nach Prag mit mir machen können —"

Mit diesen Worten war Ebenstein entlassen und eilte zur Thüre, die ihm von dem Kammerdiener geöffnet wurde, wie siegestrunken hinaus.

Siegestrunken ja, doch nicht auf lange. Wie war der Kaiser verändert, gealtert!

„Wohl fliegen deine Gedanken noch wie Adler, dachte Ebenstein, und umspannen mit ihrem Fluge die Welt,

aber — der Körper bricht zusammen. Blind muß der sein, der deine Ermüdung verkennt, nicht sieht, wie du dich gewaltsam aufstachelst. Nun rufst du: Weiter, weiter! Höher, höher! Excelsior! Träumst von neuen kühnen Flügen — aber an den Sehnen des Adlers zehrt ein geheimes Gift, ich fürchte, ich fürchte" —

Ernst stieg er in den Wagen und rollte heimwärts. Die Erhöhung seines Geschicks und die Wiedergabe alles dessen, um was er getrauert, freute ihn kaum mehr, da er den Abgott seiner Gedanken so zum Nachtheil verändert gesehen.

Viertes Capitel.

Wenn wir um die Zeit, in welcher die nachfolgenden Ereignisse spielen, uns wieder nach Prag versetzen, wo so viele Scenen unserer Erzählung sich bereits zugetragen, so finden wir dort ein wichtiges Ereigniß in Vorbereitung: die Aufführung des „Don Juan". Der unsterbliche Tondichter dieser Oper befand sich seit Mitte September in Prag und leitete die Proben, in der Stadt aber herrschte eine Erregung und gespannte Erwartung, wie wenn sie ahnte, daß mit diesem Werke eine Dichtung von großem und unvergänglichem Werthe ihren Eintritt in die Welt feiern solle.

Daß Prag, wie unbestreitbar ist, dies Gefühl spannungsvoller und höchster Erwartung hatte, gereicht dem Geschmack und dem Geiste seiner Bevölkerung für alle Zeit zur Ehre; hier galt nicht der Spruch: „das Licht leuchtete in die Finsterniß und die Finsterniß nahm es nicht auf". In keiner Stadt hatte Mozart wärmere An-

hänger. Hier hatte dieser bereits im Jahre 1787 seine „Hochzeit des Figaro" persönlich geleitet und damit den größten Erfolg gehabt; hier waren auch „Idomeneo" und die Entführung aus dem Serail" auf dem Repertoir feststehende Lieblinge des Publikums. Ja, es bestand unleugbar eine Wechselbeziehung und ein Rapport zwischen dem Tondichter und Prag, der Stadt, in welche er immer wieder zurückkam und die er immer gern wiedersah.

Prag war damals vorzugsweise eine musikalische Stadt, nämlich eine solche, in welcher Liebe zur Musik alle Classen durchdrang. Das unleugbar musikalische Talent der Böhmen war durch Pflege mannichfach entwickelt worden. Die „Cavaliere" hatten ihre Hauscapellen, in welchen sie größere Tonstücke zur Aufführung brachten und mehr oder minder berühmte Tonkünstler führten den Namen: fürstlich X. . . . gräflich X. . . . Compositeure. Die seit Jahren bestehende italienische Oper war ein Lieblingskind der Stadt. Dabei fehlte es nicht an Männern, welche durch gründliche Kenntnisse in der Musik, wenn auch nicht an Compositions-Talent, hervorragten und die durch Concerte das Interesse für ihre Kunst wach erhielten.

Man braucht eigentlich die Werthschätzung der Musik dem Adel von damals gar nicht so sehr zum Verdienst anzurechnen. Dieser nahm im Lande eine Stellung ein,

welche etwa der der Bojaren in den Donaufürstenthümern ähnlich ist. Die Musiker der Hauscapellen gehörten zum Begriff der Dienerschaft. Von den Büchsenspannern verlangte man, daß sie eine Prüfung auf dem Waldhorn beständen, um die Gäste, wenn sie sich zum Imbiß in einer Waldlichtung lagerten, mit einem wohl einstudirten und correct ausgeführten Jägerchor überraschen zu können; vom Schullehrer und Regenschori wurde, falls er nicht für einen Pfuscher gelten wollte, verlangt, daß er alljährlich mindestens Eine Messe schreibe. So hatte sich die ganze Neigung der Großgrundbesitzer auf die Musik geworfen. Für bildende Kunst wurde gar nichts gethan. Dagegen gab es aber auch Ausnahmen, wie Buchenfeld, der die Tanzkunst unter seine Protection genommen, und wie Graf Wrtby, der einem gar absonderlichen Kunstzweig seine Gunst zuwendete. Er hielt sich nämlich statt einer Hauscapelle eine eigene Seiltänzer-Gesellschaft, mit welcher er Vorstellungen zur Belustigung seiner Standesgenossen arrangirte.

Wie dem auch sei, die Musik war eine allgemeine Herzensangelegenheit der Prager, jetzt aber drehte sich Alles um den in Vorbereitung stehenden „Don Juan."

Je näher der angesagte Tag der Aufführung herankam, umsomehr wuchs die Spannung. Wo irgend Leute aus den gebildeten Classen zusammentraten oder sich zu

einem geselligen Kreise versammelten, kamen die Namen Mozart — da Ponte — Don Giovanni sicherlich vor.

In dieser Zeit saß eines Vormittags ein Mann, der offenbar ein Fremder war, in der Gaststube des „neuen Wirthshauses", welches sich des damals seltenen Besitzes eines Billards erfreute, und schaute den Spielern zu.

Es war ein Mann in den Sechziger-Jahren, wie ein Herkules gewachsen, der schön hätte genannt werden müssen, wenn sein Gesicht zum übrigen Körperbau gestimmt hätte. Dies Gesicht, wiewohl lebendig und von fesselndem Eindruck, war entschieden unschön. Die Stirn war hoch und breit, aber zurückliegend, die Nase sehr vorspringend, der Mund groß. Der Teint des Gesichtes war nicht blos südländisch, sondern afrikanisch zu nennen. Besonders ausdrucksvoll waren die schwarzen, von mächtigen Brauen überbuschten Augen, sie leuchteten von Geist, aber nur Erregtheit, Unruhe, Unwillen, Unzufriedenheit sprühten aus ihnen, wodurch das Gesicht zeitweise ein wildes Aussehen erhielt. Der Mann war sonderbar, ausländisch und zugleich nach damaliger Mode altfränkisch gekleidet. Auf der Stirne saß ein steifes Toupet, an den Schläfen zogen sich zwei schwere stark gepuderte Locken hin. Er trug einen Rock von rothem Seidenstoff, graue seidene Beinkleider und eben solche Strümpfe, welche durch auffallende Strumpfbänder festgespannt waren. Die Erscheinung hatte etwas

Würdevolles und Stattliches, beinahe Theatralisches, aber sie machte den Eindruck, daß die einstigen Verhältnisse des Mannes glänzender als die jetzigen gewesen. So vornehme Alluren waren doch mit den verschossenen Goldtressen, den nicht mehr neuen Manschetten und Strümpfen nicht recht vereinbar . . .

Dieser Mann, welcher den Kreuz- und Querfahrten der Bälle mit der Miene eines gründlichen Kenners zusah, war kein Anderer als Herr Jacob Casanova, genannt von Seingalt. Dieser Name, jetzt einer der bekanntesten, aber auch der berüchtigtesten der Literaturgeschichte, war damals hierorts noch ganz fremd und gehörte einem Manne, welcher Bibliothekar des Grafen Karl Josef Waldstein in Dux und Oberleitensdorf, Oberst-Erbvorschneider des Königreichs Böhmen war. Leute, die mit dem alten Herrn näher bekannt wurden, fanden einen Mann von außerordentlicher Welterfahrung und einem glänzenden Geiste, aber erst durch die nach seinem Tode erschienenen Memoiren sollte der Umfang seines Genius offenbar werden. Diese bänderreiche Schilderung des abenteuerlichsten Lebenslaufes ist allmälig erst zu gerechter Würdigung gelangt und hat noch jetzt mit dem blindesten Vorurtheil zu kämpfen. Während der Pöbel unter den Lesern, nur den obscönen Theil im Auge behaltend, sich daran wie an verbotenen Früchten delectirt, muß der Verständige und Tieferblickende

die unerreichte Kunst historischer Porträtmalerei bewundern und schöpft aus dem Werke den Genuß des vollen Verständnisses einer ganzen Zeitepoche.

Während nun dieser ältliche Mann bald an einem Gläschen Aqua d'oro nippte, bald eine starke Prise nahm, war ein Anderer, klein und geckenhaft, den man auf den ersten Blick für einen Juden gehalten hätte, in die Gaststube getreten, um dem Kellner einen Auftrag zu ertheilen. Der Kleine fixirte den Herkulischen und nannte ihn plötzlich bei seinem Namen.

„Ich erinnere mich nicht —" erwiderte dieser.

„Ich bin Abbé da Ponte."

„Ei ja, freilich," rief der Herkulische, „wir haben uns in London gesehen. Das hätte mir gleich einfallen sollen. Sie sind gewiß mit Mozart hier, um den „Don Giovanni" auf die Bühne zu bringen"

„Allerdings. Zur Dressur der Darsteller und zur Verhütung allzu arger Verstöße."

„Es freut mich, Sie wiederzusehen," sagte Casanova, ohne daß der Ausdruck der Worte besonders zu den Worten selbst stimmte und setzte hinzu: „Auch ich bin theilweise des „Giovanni" wegen da. Das wird ein herrliches Stück Musik sein."

„Mein Freund Amadeo liefert nur Vortreffliches," erwiederte der Abbé. „Doch darf ich sagen, daß er dies-

mal auf den Schwingen meines Textes einen weit höheren Flug als je genommen. Sie scheinen meinen „Figaro" und meine übrigen Opernbücher nicht zu kennen? Diese sind angenehme Librettos mit tadellosen Versen, aber im „Don Giovanni" glaube ich die Höhe der Tragödie erreicht zu haben."

„Welchem Werk ist es denn nachgebildet?" fragte Casanova.

„Nachgebildet? Es ist durchwegs meine eigene Schöpfung," erwiderte der kleine Mann, sich in die Brust werfend, begreiflicherweise nicht ohne Empfindlichkeit. „Es ist allerdings — ich meine das Leben Don Juan Tenorio's — ein Stoff, den schon Tirso de Molino behandelt hat —"

„Molière mit seinem „Festin de pierre" nicht zu vergessen —"

„Allerdings; aber ich bin mir bewußt, bei keinem meiner Vorgänger mehr als die äußeren Umrisse entlehnt zu haben."

„Das ist mehr als mancher Andere in gleicher Lage würde sagen können," erwiderte Casanova. „Es ist schwer durch die Welt ohne Borg zu kommen, wenn man nicht zu den geborenen Großcapitalisten gehört."

„Es mag sein, daß ich nicht zu diesen gehöre, und doch —"

„Werden Sie nicht empfindlich," fiel Casanova da Ponte in's Wort. „Hand auf's Herz, wir stümpern Alle, tragen Steine aus fremden Steinbrüchen herbei, kleben unsere Hütten an Anderer Paläste. Auch ich bin unter die Schriftsteller gegangen und erwische mich leider immer wieder in Formen und bei Stoffen, welche schon von größeren Vorgängern vorgeführt worden sind. Man muß fast verzweifeln, etwas zu denken, was nicht schon ein Anderer vor uns gedacht hat und muß froh sein, wenn nur die Form eine neue und zeitgemäße ist."

„Nun, was schreiben Sie denn?" fragte da Ponte.

„Einen philosophischen Roman," war die Antwort. „Der Druck geht soeben in Prag vor sich."

Bei dem Worte: philosophischer Roman aus Casanova's Munde wollte der Abbate in Lachen ausbrechen, unterdrückte es aber und stellte lediglich die Frage:

„Und was führt Sie denn eigentlich aus den großen Weltstädten hierher nach Böhmen?"

„Ich habe den Grafen Waldstein, Besitzer der Herrschaften Dux und Oberleitensdorf, in Paris beim venezianischen Gesandten kennen gelernt," erwiderte Casanova. „Es ist ein Mann, der viel auf alchymistische und kabbalistische Wissenschaft hält. Er hat Wohlgefallen an mir gefunden und mich schließlich aufgefordert, mit ihm auf

seine Güter zu gehen. So bin ich seit einem Monat nach Dux übergesiedelt — als gräflicher Bibliothekar.“

„Ich glaube,“ sagte der Abbé, zweideutig lächelnd, „daß Sie daran nicht unrecht gethan haben. In Paris ist die Zeit für Alchymie und Kabbala gründlich vorüber.“

„Mag sein,“ erwiderte Casanova, die Brauen finster zusammenziehend, „die Franzosen werden immer frivoler. Der philosophische Stein taugt nicht für unphilosophische Köpfe. Für den Alltagsmenschen giebt es keine Wunder und keine Mysterien.“

Der Abbé, einem Disput zu entgehen, wechselte rasch das Thema.

„Sie finden viele Landsleute hier,“ sagte er, „wenn Sie als Venezianer die Italiener als Ihre Landsleute gelten lassen wollen. Nebst Bondini, dem Director der hiesigen Oper, und dem Sänger Bassi aus Pesaro sind mehrere schöne und liebenswürdige Sängerinnen da: die Saporiti, Micelli, Bondini —“

„Was sollen mir schöne Frauenzimmer!“ erwiderte Casanova finster. „Ich bin nicht mehr im Alter des römischen Adolescens wie Sie, Abbè, der kaum die Vierzig erreicht hat. Ich bin alt. Zweiundsechzig Jahre und noch lieben, das wäre nur, um sich auslachen zu lassen. Wenn man so lange auf dem Meere herumgefahren, säu-

bere man die Netze und nehme mit seinem Fang vorlieb, statt das Schiff auszurüsten zu neuem Fischfang. O tristis senectus! Verfluchtes Alter, werth die Hölle zu bewohnen, wo alle Ungeheuer beisammen sitzen!"

Er zog eine Dose heraus, bot eine Prise, nahm selbst eine, ließ eine Feder springen und ein schlüpfriges Bild kam zum Vorschein.

„Ha, ha, ha, immer der Alte!" lachte der Abbé, das Bild mit leichtem Schmunzeln betrachtend, bis es Casanova rasch wieder verschwinden ließ. „Doch ich muß Ihnen Adieu sagen. Die Probe darf man nicht warten lassen. Bleiben Sie noch einige Tage?"

„Allerdings. Und Sie warten gewiß noch die erste Vorstellung ab?"

„Ich weiß nicht. Ich glaube kaum, daß ich so lange werde bleiben können. Ich habe ein anderes Opernbuch, den Axur, für Salieri geschrieben; die Oper soll zum Vermählungsfest des Erzherzogs Franz in Scene gehen. Jede Stunde kann mich der Kaiser nach Wien berufen—"

Der Abbé entfernte sich, der alte Abenteurer consultirte erst die eine, dann die andere der beiden Uhren, die er bei sich trug, und setzte sich wieder auf den Stuhl, den er zuvor eingenommen. Ueberdruß und Melancholie blickten aus seinen dunklen Augen.

„Auch so ein Geselle, der nicht drei Sätze hinter

einander sprechen kann, ohne Einem seine Bedeutung unter die Nase zu reiben! dachte er. Wie es mir unangenehm ist, Leuten zu begegnen, die mich in besseren Tagen gekannt! Wozu hat Casanova es gebracht? Die Frage lese ich auf ihren Gesichtern, und die Wahrheit ist: leider nicht viel weiter, als ein Diener zu sein! Dazu war es nicht nöthig, von der Mutter Natur einen so erfinderischen Kopf zu erhalten. Wahrlich, ich bin ein schlechter Wirthschafter mit meinen Gaben gewesen, ich muß es selbst gestehen! O, daß ich zwanzig Jahre zurückgreifen könnte." . . .

Er versank in das düsterste Schweigen. Seine Augen, die kurz vorher den Billardbällen mit aller Aufmerksamkeit gefolgt waren, starrten zu Boden oder blickten vielmehr in seine eigene Brust, in welcher die Sorgen eines hülflosen Alters und die Qualen des Selbstzerfalls erbarmungslos wütheten.

Endlich raffte er sich mit hastigen Bewegungen wie aus einem schweren erdrückenden Traum auf und zog seine Dose hervor, um eine Prise zu nehmen, that es aber nicht, sondern blieb vielmehr vor dem schlüpfrigen Bilde in lange Betrachtung versenkt. Seine krampfhaft zusammengezogenen düsteren Züge hatten sich ein wenig aufgeheitert.

„Da Ponte sagt, es wäre heutigen Tages mit den geheimen Wissenschaften kein Geschäft mehr zu machen,"

sagte er zu sich. „Der Mann kennt die Welt nicht! Der Hokuspokus hat noch immer mehr Anhänger, als der Rationalismus, und wird sie bis an's Ende der Welt behalten. Das sagt mir dieser poetische Flachkopf in dem Augenblicke, in welchem ich alle meine Hoffnungen auf den Aberglauben des Baron Buchenfeld setze! Nein, es wird gelingen. Der Baron war schon in Paris der Spielball aller Industrieritter. Industrieritter! Schrecklich tönt mir das Wort in's Ohr! Ein grausames Geschick reiht mich der erbärmlichen Bande von Gauklern an. O Leben, Leben! Wie schlecht, wie gemein muß man sein, um dich zu genießen! Doch hinweg Bedenken! Ich bin nun einmal entschlossen, es mir am Rand des Grabes so bequem als möglich zu machen."

Da ging der kleine Kellner vorüber.

„Kommen Sie her, junger Mann," sagte Casanova vertraulich zu ihm.

„Was steht zu Diensten?" fragte der aufgeweckt aussehende junge Mensch.

„Könnten Sie nicht eine Stunde lang das Geschäft verlassen?"

„Das könnte ich nur sehr schwer —"

„Ich belohne Sie wie ein Cavalier," fuhr Casanova in seinem gebrochenen Deutsch fort. „Es ist ein höchst

einfacher Auftrag, den ich Ihnen zu geben habe, aber er erfordert doch einen gescheidten Menschen. —"

„Ich muß bitten —" versetzte der junge Mensch bescheiden.

„Ich sehe schon, Sie sind ein gescheidter Bursch!" rief Casanova. Sie werden mir einen Brief besorgen —"

„Nichts weiter? Dazu gehört nicht viel."

„Wie man es nimmt," murmelte Casanova, indem er auf einem hervorgezogenen Blatte mit dem Bleistift einige Worte in italienischer Sprache, aber mit griechischen Buchstaben hinkritzelte.

„Nehmen Sie dies Blatt," sagte er, als er fertig geworden war, „und übergeben Sie es dem Griechen, Herrn Pagomas. Diesen treffen Sie um diese Stunde bei Baron Buchenfeld. Wissen Sie, wo das Palais des Barons steht?"

„Das kennt jedes Kind. In der Spornergasse —"

„Gut. Gehen Sie ungesäumt dahin und lassen Sie Herrn Pagomas zu sich herausrufen, indem Sie sagen, daß Sie von dem Grafen Radlitz mit einem mündlichen Auftrage gesendet werden —"

Der Bursche war stutzig geworden und maß den Unbekannten bedenklich mit den Augen.

„Eine Lüge ist etwas Abscheuliches," sagte Casonova, „aber eine Nothlüge, junger Mann, etwas ganz Unschul-

diges und oft überaus Nützliches im menschlichen Leben! Merken Sie sich das!“

Er händigte ihm dabei einen funkelnden Ducaten ein.

„Sie werden wohl Recht haben,“ versetzte der Bursche mit lachendem Gesichte, schnell überzeugt. „Sie wollen eben nicht allen Leuten auf die Nase binden, von wem das Billet kommt.“

„Getroffen. So ist es,“ sagte Casanova. „Sagte ich nicht vorhin, daß Sie ein gescheidter Junge sind? Wenn Herr Pagomas erscheint, übergeben Sie ihm dies Blatt Papier, ohne daß es Jemand sieht.“

„Ganz recht, ganz recht,“ sagte der Jüngling, indem er sich durch die Gäste eiligst zum Saale hinauswand.

Der alte Abenteurer blieb noch eine lange Weile auf seinem Platze sitzen. Endlich hatte er sich erhoben und sagte, eine seiner Taschenuhren ansehend, zu sich:

„Jetzt wird Pagomas den Zettel haben. Gut. Es es wird sich Alles machen.“

Mit diesen Worten trat er auf die Gasse hinaus und schritt durch die Zeltnergasse und über den Ring dem gewundenen Engpaß der Jesuitengasse und der Brücke zu. Der Strom glitzerte herrlich unter einem wolkenlosen Septemberhimmel, der Baumschlag auf den beiden Inseln hatte alle Tinten vom hellen Grün bis zum grellsten Gelb und tiefsten Roth.

„Hier bin ich mehrmals durchgekommen," sagte Casanova, „wenn ich als junger Mensch meine Mutter, die wackere alte Pensionistin des kurfürstlichen Theaters in Dresden, besuchte. Jetzt bin ich selbst ein alter Pensionist, ein Pfründler, der auf einem böhmischen Gute sein Gnadenbrod ißt. — Schlechter Wirthschafter gewesen!"

Unterdessen hatte Pagomas, der sich wirklich bei Buchenfeld befand, das Billet durch den Kellner heimlich empfangen und war an das Bett des Barons, der krank daniederlag, zurückgekehrt, nachdem er zuvor im anstoßenden Zimmer einige Zeilen auf ein Blatt hingeworfen, dasselbe gesiegelt und zu sich gesteckt hatte.

Baron Buchenfeld lag in einem Cabinet, das, wie die ganze Wohnung, mit einem weibischen Luxus eingerichtet war. Da das Tageslicht durch die herabgelassenen Vorhänge ganz gedämpft war, mußte sich das Auge erst an die Halbdämmerung gewöhnen.

„Kommen Sie wieder?" rief der Baron dem Eintretenden ungeduldig entgegen. „Oder ruft man Sie von irgend einer Seite von mir ab? Das wäre schrecklich — ich fühle mich plötzlich so unruhig —"

„Eine Botschaft vom Grafen Radlitz," warf Pagomas trocken hin. Das hat Zeit. Ich werde noch bis zum Abend bei Ihnen bleiben können."

„Greifen Sie jetzt meinen Puls," rief der alte Baron ängstlich. „Es geht etwas in mir vor. Ich zittere, ich sterbe vor Angst —"

Pagomas fühlte den leise schleichenden Puls des Greises, dessen matter Lauf sich selbst durch die Aufregung kaum verändert zeigte und sagte:

„Der Puls ist normal."

„Unmöglich," rief der Alte. „Mir ist auf einmal so schwül, so seltsam —"

„Das wird wohl ein geistiger, ein psychischer Vorgang sein," versetzte der Grieche. „Sei es, daß die gesunkenen Lebensgeister sich aufraffen oder daß geheime, unbekannte Einflüsse einen Druck auf Ihre Seele ausüben —"

„Sie glauben?" murmelte der Baron in einem Tone zwischen Angst und Hoffnung. „O, wären es die Lebensgeister, die sich wieder regen — meine Schwäche kommt mir oft verdächtig vor —"

Pagomas hatte inzwischen unter das spitzenbesetzte Polster des Barons heimlich hineingelangt, ein gesiegeltes Blättchen, das bereits dalag, hervorgezogen, und an dessen Stelle das vor einer Weile im Nebenzimmer geschriebene gelegt.

„Fühlen Sie," fragte er, „noch immer die eigenthümliche Unruhe?"

„Noch immer, noch immer. Sie ist im Steigen.“

„Ein gutes Zeichen!“ versetzte der Grieche. „Eine Krise von wohlthätigen Folgen! Doch gestehe ich, daß auch ich mich plötzlich sonderbar erregt fühle — seltsam — seltsam —“

In diesem Augenblick trat der Kammerdiener ein und meldete, der Chevalier Casanova von Seingalt lasse fragen, ob er seinen Besuch machen dürfe.

Pagomas stellte sich bei Nennung dieses Namens in drastischer Weise überrascht, der Baron war es wirklich.

„Ich bitte den Chevalier, einzutreten,“ rief er. „Ich sehe es als ein Glück an, von solch einem Mann mit einem Besuch beehrt zu werden.“

„Nun ist Alles klar, Alles! sprach Pagomas sehr ernst. „Sie wissen so gut wie ich, ja noch besser, da Sie mit Casanova in Paris lange zusammen waren, daß die Natur diesem Manne das höchste Maß schöpferischer Ueberkraft in die Seele gelegt hat, ein Maß, für welches ein Giganten-Körperbau, wie er ihn besitzt, erforderlich ist. Er war unstreitig der größte lebende Magnetiseur, nur war die Frage, ob sich ihm die Wunderkraft auch nach so vielen Jahren bei zunehmendem Alter erhalten habe. Die Frage ist beantwortet. Die Unruhe, von der Sie soeben befallen wurden, ist erklärt und auch meine plötzliche Erregung mir kein Räthsel mehr. Wir fühlten

die Nähe des Mannes, der sich uns näherte, aus einer erheblichen Distanz —"

„Sie haben Recht," rief der Baron. „So ist es! Und — merkwürdig — ich bin, seitdem der Kammerdiener den Besuch mir angekündigt, wie neugeboren — meine Nerven sind plötzlich wie von Stahl —"

In diesem Augenblicke war Casanova eingetreten.

Der Baron hatte sich unter seinem Betthimmel rasch in eine sitzende Stellung emporgerichtet und streckte die dürren, blutlosen Hände dem Ankömmling von weitem unter Freudebegrüßungen entgegen.

„Sie sind es" — rief er mit scharfer Stimme. „Sie wären mir immer hochwillkommen, aber heute, an's Bett gefesselt, schwer leidend, begrüße ich Sie wie den Heiland, der einen Todten auferwecken soll —"

„Kennen Sie mich noch, Chevalier?" fragte Pagomas, an Casanova nicht ohne Zurückhaltung herantretend.

„Mein Gott ja," versetzte dieser, „Sie sind Pagomas! Es ist lange her, daß wir uns gesehen, sehr lange, aber dem Rufe Ihres ausgezeichneten Wirkens bin ich inzwischen auf Schritt und Tritt begegnet. Willkommen!"

Die beiden Gaukler schüttelten einander die Hände.

„Ich bin durch Ihr unerwartetes Erscheinen überrascht," sprach der Grieche, „und doch sollte ich es gar nicht sein —"

„Wie so?“ erwiderte Casanova. „Ich habe den Entschluß, den Baron zu besuchen, erst heute morgen gefaßt — kein Mensch konnte wissen, daß ich hierher kommen wollte. Erst gegen die Nacht habe ich meine Einsiedelei in Dux verlassen.“

„Erst heute morgen haben Sie den Entschluß gefaßt?“ rief Pagomas lebhaft. „Höchst wunderbar; Baron! Lesen Sie doch den versiegelten Zettel, den ich Ihnen, wie Sie wissen, Morgens unter das Kopfkissen gelegt —“

Der alte Baron fing hastig und aufgeregt unter dem Kopfkissen zu krabbeln an, bis er das Billet fand.

„Ich bin höchst begierig, was ich da finden werde,“ rief er. „Die kabbalistischen Verkündigungen, deren mich Pagomas auf diese Weise von Zeit zu Zeit würdigt, sind immer von dem wunderbarsten Interesse. Lesen Sie, Signor Casanova, lesen Sie!“

Der Chevalier nahm das Blatt und las:

„Mein Genius hat mir verkündet, daß der Chevalier von Seingalt Dux verlassen habe.“

„Das ist erstaunlich!“ rief der alte närrische Geck. „Das ist zum Verrücktwerden! Ich wollte, daß in diesem Augenblicke alle Freigeister und geisterleugnenden Materialisten um mein Bett versammelt daständen, um für ewige Zeiten bekehrt zu werden. Und darf ich fragen,“

fuhr er in einem Athem fort, „was Sie zu mir führt, Chevalier?"

„Freundschaft," versetzte Casanova, „eigentlich aber eine Erscheinung, die ich drei Nächte hintereinander gehabt habe."

„Eine Erscheinung?" rief Buchenfeld im Bette aufspringend. „Welche? Ein gute oder verhängnißvolle?"

„Ich würde glauben —" begann Casanova, allein der Baron schnitt ihm das Wort ab.

„Ich bin krank," schrie er, „ich ertrage es nicht, Schlimmes zu hören, ich sterbe auf der Stelle, wenn die Bedeutung der Erscheinung eine unglückliche war. In dem Falle schonen Sie mich, schweigen Sie —"

„Ihr Schrecken ist grundlos," sagte Casanova.

„Gottlob!" rief der Baron erleichtert.

„Ich sah Sie nämlich in meinem Zimmer, lebendig, frisch, heiter, in demselben Anzuge, in welchem ich Sie vor dreizehn Jahren zum letzten Male bei den leichtsinnigen Soupers der Dugazon in Paris sah. Das deutet offenbar auf Ihre völlige Wiederherstellung und auf eine noch lange Reihe fröhlicher Tage hin."

„Sie beleben mich!" rief der Baron ganz entzückt. „Hab' ich doch wahrlich an die Dugazon nicht wieder gedacht. Doch davon später, später! Vor Allem bitte ich Sie, meinen Zustand in Erwägung zu ziehen — ich meine

immer, ich sei todtkrank, wage nicht, aufzustehen, fürchte mich, umzusinken —"

Casanova griff ihm an den Puls, belauschte seinen Athem und betastete ihn an verschiedenen Körpertheilen. Endlich nach einem vielsagenden Nachdenken und Stirnrunzeln sagte er:

„Ich gestehe nun, daß ich Ihren Zustand für bedenklich gehalten. Er ist es nicht. Es ist eine vorübergehende Schwäche, eine momentane Ermattung der Lebensgeister. Ein paar Tage Ruhe und Sie sind wieder der Alte —"

Er verbesserte sich rasch:

„Ich will sagen, derselbe, der Sie waren. Doch, wie wäre es, wenn wir es vorerst mit dem Magnetismus probirten?"

„Probiren Sie es!" rief der Alte. „Ich hoffe alles davon. Ihre bloße Nähe strömt schon eine heilsame Kraft auf mich aus, ich fühle es deutlich —"

Casanova streckte die Arme weit vor sich und begann Kreise um den Kranken zu ziehen.

„Fühlen Sie nichts?" fragte er endlich.

„Ein Bedürfniß zu niesen."

„Vortrefflich! Das erste Anzeichen der nervösen Krise. So recht! Zur Genesung! Noch einmal? Niesen Sie zu! Zur Genesung!"

„Sie sind ein Wundermann, Chevalier. Ich fühle mich bereits ganz anders, als soeben. Das Blut beginnt frischer in den Adern zu kreisen. Noch einige Striche!“

Casanova wiederholte das magnetische Heilverfahren.

„Ich dächte,“ sagte der Kranke nach einer Pause, „ich könnte aufstehen. Ich sehne mich hinaus aus diesem dunklen Zimmer. Wirklich, ich will aufstehen. Gehen Sie in den Salon, meine Herren, ich will ein wenig Toilette machen und dann, so gut es geht, bei ihnen erscheinen.“

Er klingelte seinem Kammerdiener und die beiden Adepten gingen über den langen Corridor in die Apartements der vorderen Fronte.

Aus dem Salon tönten ihnen die Klänge eines Claviers entgegen. Marcelline, die im Kloster Unterricht im Orgelspiel genossen hatte, übertrug ihre musikalischen Kenntnisse seither auf weltliche Musik und das Clavier. Sie spielte eben die Gartenscene aus der „Hochzeit des Figaro.“

„Fräulein Marcelline,“ wendete sich der Grieche an das Mädchen, „ich habe die Ehre, Ihnen den Chevalier von Seingalt vorzustellen.“

Sie hatte ihr Spiel unterbrochen und war aufgestanden.

„Ein Mann, der die ganze Welt gesehen hat," setzte er nach einer Pause hinzu.

„Doch wenig Schöneres, als er eben jetzt findet," sagte der Alte, indem er sich im Style einer früheren Zeit verbeugte.

„Reisende sind uns besonders willkommen," antwortete das Mädchen. „Prag ist groß, das heißt räumlich ausgedehnt, und doch ohne viel Leben. Wir können nichts Besseres thun, als uns von Fremden erzählen lassen."

„Und in dieser Kunst ist der Chevalier der brillanteste Meister!" sagte Pagomas. „Sie werden ihn noch kennen lernen. Doch wir bedauern, Sie in Ihrem Spiel unterbrochen zu haben. Nicht wahr, Sie spielten etwas aus dem „Figaro"?"

„Was sollte man jetzt Anderes spielen, als Musik von Mozart?" erwiderte Marcelline. „Im vorigen Winter hat er uns den „Figaro" gebracht, daß uns Tag und Nacht die Ohren davon klingen, nun sollen wir dieser Tage den „Don Juan" zu hören bekommen. Die Erwartung in Prag ist fieberhaft und allgemein. Ach, denken Sie nur, Monsieur Pagomas, endlich ist es mir gelungen, Mozart gestern auf der Straße zu Gesicht zu bekommen. Er ging zwischen seiner Frau, die sehr hübsch ist, und Madame Duschek; daran erkannte ich ihn — ein ziemlich corpulenter kleiner Mann mit einem jovialen

Gesicht, der so schlicht und natürlich und lebendig plauderte — was gäbe ich darum, ihn einmal sprechen zu können —"

„Das wird keine Schwierigkeit haben," erwiderte Casanova. „Signor da Ponte, der Verfasser seiner Textbücher, der eben jetzt in Prag weilt, ist ein Freund von mir; ich kann ihn jeden Augenblick durch ein paar Zeilen hercitiren und durch ihn gelangen wir ganz leicht zu Mozart —"

Indeß ging die Thüre auf, der noch vor einer Stunde Todtkranke trat ein. Er hatte große Toilette gemacht, die Perrücke war prachtvoll gepudert, auf seinen faltigen Wangen war das aufgelegte Roth von ferne sichtbar.

Der Baron kam, sich eines Stockes bedienend, so schnell heran, als seine alten Beine es gestatteten und sagte, Casanova die Hand schüttelnd, indem er ihn beiseite nahm:

„Chevalier, ich fühle Ihre magnetischen Striche noch wie ein Feuer in allen Adern. Mir ist seltsam zu Muthe. Wie nach einem belebenden Bade. Doch reden wir von etwas Anderem. Ich habe eben nachgerechnet, es sind fünfzehn Jahre, seit wir uns in Paris gesehen. Sagen Sie die Wahrheit, Chevalier: finden Sie mich gealtert?

„Wenig oder gar nicht. Sie haben sich wunderbar

conservirt. Ich zweifle nicht, daß Sie noch immer der große Tänzer sind, der Sie damals waren."

„Ich habe noch Momente, in denen ich Bedeutendes leiste," erwiderte der Baron mit Bescheidenheit.

„Vestris spricht noch immer von Ihren Leistungen," sagte Casanova. „Ich leiste Größeres in der Pirouette, sagt er, aber in den getragenen Bewegungen reiche ich an Buchenfeld nicht hinan —"

„Das sagte Vestris?" rief der Baron. „Der Mann steigt in meinen Augen. Unter Künstlern findet man sehr selten so viel Gerechtigkeitssinn! Ja, ich wage es unverhohlen zu sagen: die getragenen Bewegungen sind noch heute meine Force — ich werde Sie davon überzeugen!"

Indeß war die Dienerschaft beschäftigt, im Saal nebenan eine Tafel mit Silberzeug und Porcellan zu decken. Gleichzeitig flog eine Seitenthüre auf und Adrienne, prachtvoll costumirt, rauschte herein.

„Wahrlich," rief sie, „es geschehen noch Wunder. Die Lahmen gehen und die Preßhaften erheben sich von ihrem Lager. Wie ist das zugegangen, lieber Onkel?"

„Das hat die unerwartete Ankunft eines werthen Freundes bewirkt," erwiderte der Baron. „Ich stelle Dir den Chevalier von Seingalt vor."

„Den Mann, dessen Flucht aus den Bleidächern Be-

nedigs alle Welt in Staunen gesetzt? Signor Casanova, ich stehe nicht an, das Büchlein, das Sie dieser Tage über diese Ihre That herausgegeben haben, als eines der spannendsten und außerordentlichsten zu bezeichnen, das ich je gelesen. Man fühlt sich von der höchsten Spannung ergriffen und theilt alle Ihre Gefahren Aber soll ich Ihnen den Eindruck schildern, den Ihr Buch macht? Jedermann hat schon den entsetzlichen Traum geträumt, daß er fliege. Man hat da eine grausige Empfindung, wie man so über Kirchthürme schwebt und die Menschen ameisengleich unten in der Tiefe wimmeln sieht — — ein solches Grausen hat man auch bei der Lecture Ihres Buches. In den Traum aber mischt sich ein eigenthümlich wollüstiges Gefühl des Triumphes, es so allen übrigen sterblichen Geschöpfen zuvorzuthun — und auch diese Empfindung mangelt nicht bei Ihrer Fluchtgeschichte. Dürfen wir hoffen, von Ihnen bald etwas Anderes zu lesen?"

„Ein alter Mann wie ich," erwiderte Casanova, „fühlt sich von selbst zum Schreiben gedrängt; je mehr der Glanz des Lebens erbleicht, umsomehr tritt eine Traumwelt hervor; Schreiben und Dichten ist ein Mittel, viel zu vergessen. Ich lasse dieser in aller Treue erzählten Episode meines Lebens jetzt einen großen, großen Roman folgen: das Icosameron."

„Das ist ein griechischer und gewiß sehr gelehrter Name,“ meinte Adrienne, „aber für uns unwissende Frauen bedarf er eines Uebersetzers.“

„Der Name ist aus eikosi (zwanzig) und hemera (Abend) gebildet, die Erzählung von zwanzig Abenden. Es ist ein Märchen, in welchem ich eine ganz fremde Welt in der Mitte der Erde träume. Mein Held und meine Heldin werden vom Golfstrom verschlungen und gelangen in phosphorerleuchtete Räume, in welchen eine ganze Generation kleiner Wesen vom Urbeginn der Schöpfung an wohnt. Platon, Thomas Morus und Campanella mit seinem Sonnenstaat haben mir den Anstoß zu dieser Dichtung gegeben — ich dichte in diese Welt andere Gesetze, andere Sitten, eine andere Religion hinein.“

Man setzte sich zu Tische; das Mal war opulent, das Werk eines vollendeten Kochkünstlers. Der Chevalier that demselben, wie auch den Weinen, alle Ehre an. Dabei fuhr er fort, die Gesellschaft zu unterhalten, daß Pagomas und die Uebrigen kaum zu Worte kommen konnten. Er zeigte sich im vortheilhaftesten Lichte. Es schien, daß er allenthalben gewesen sei und Alles kenne. Ein wunderbares Gedächtniß befähigte ihn, mit größter Lebendigkeit Ereignisse und Situationen vorzuführen, die noch so fern lagen. Wie ein Born entströmte es seinem Munde. Eine Fülle

von Anekdoten reihte sich an einander, alle gehoben durch Abschweifungen auf das Gebiet der Welt- und der Menschenkunde, alle gewürzt durch pikante Daten. Die Verwunderung darüber ward eine allgemeine und Adrienne gab ihr schließlich auch lebendigen Ausdruck:

„Ihr Kopf, Chevalier, ist nicht blos eine Encyklopädie, sondern eine ganze Bibliothek der seltensten Bücher und Ihre Darstellungsweise eine so lebhafte, daß man die verschiedensten Bilder eines Panoramas an sich vorüberziehen zu sehen meint. Sie müssen aber auch Ihre Memoiren schreiben. Ungesäumt müssen Sie sich dazu niedersetzen —"

„Gnädige Gräfin," erwiderte der alte Abenteurer, „damit machen Sie mir ein zweideutiges Compliment. Das Memoirenschreiben ist eine Beschäftigung für Tage, in denen man eigentlich nicht mehr lebt, sondern lediglich von Erinnerungen zehrt. Ich möchte zuvor ja noch dichten und noch etwas, nur ein klein wenig noch leben! Indeß, wenn Sie glauben — ich habe schon selbst daran gedacht. Ein kleiner Anfang ist dazu bereits gemacht worden, indem ich die Geschichte meiner Flucht aus den Bleidächern niederschrieb, einer Flucht, die nur zwei Seitenstücke in der Geschichte hat: die Flucht des Freiherrn v. Trenk aus den Casematten von Magdeburg und

die Flucht Benvenuto Cellini's aus den Kerkern der Engelsburg."

„Jedenfalls kann ich sagen, daß das Weitere, was ich zu erzählen hätte, nicht minder interessant wäre", fuhr Casanova fort. „Aber ich könnte mich nicht kurz fassen, wiewohl ich der Mann bin, der nicht gern vier Worte macht, wo nur drei nöthig sind. Ich hätte Vieles, Vieles zu berichten! Ich habe ja alle Potentaten Europas, und was mehr ist, alle großen Männer meiner Zeit kennen gelernt, mein Gespräch mit ihnen ist nie bei Gemeinplätzen stehen geblieben, und mein Gedächtniß ist von solcher Treue, daß ich jedes Detail mit actenmäßiger Treue wiedergeben könnte. Auch liebe ich die Wahrheit zu sehr, daß ich sie nicht zu meiner steten Führerin erkiesen sollte —"

„Schön, schön!" rief Adrienne. „Also Ihr nächstes Buch sind Ihre Memoiren? Versprechen Sie mir das?"

„Ich sage nicht Nein, aber auch nicht Ja", entgegnete Casanova. „Jedenfalls wird das Werk, falls es geschrieben wird", fuhr der alte Schalk im Tone des größten Ernstes mit gehobener Stimme fort, „ein Lehrbuch für die Jugend, ein Leitfaden des angehenden Weltbürgers sein. Es wird gleichsam eine höhere Geographie lehren, indem es den Leser durch alle Hauptstädte Europas führt und die Abgründe wie auf einer Land-

karte zeichnet, welche den Unerfahrenen bedrohen; es wird das faßlichste Compendium der Geschichte unserer Zeit sein, indem es das Leben an allen Höfen Europas malt und die Helden und Staatsmänner unserer Epoche nicht nur in der Uniform, sondern auch im Schlafrock, die großen Damen derselben nicht nur im Staatskleid, sondern auch im Negligée vorführt. Mein Buch wird warnen und schrecken, es wird eine Fülle weiser Lehren enthalten und den Verständigen die Erfahrungen eines ganzen Lebens bieten. Ein hoher, weihevoller Ernst wird diese Memoiren durchtränken und der Schmerz eines verfehlten Lebens sie durchziehen. Ich werde sie philosophisch durchführen als das Testament eines Sohnes des achtzehnten Jahrhunderts."

„Doch müssen Sie die Sache nicht gar zu ernst nehmen", meinte Adrienne. „Auch die kleinen Abenteuer Ihres Lebens sollten nicht fehlen. Sie waren gewiß nicht immer der ernste Philosoph, als der Sie uns heute erscheinen."

„Wohl war ich ein Weltling wie selten Einer", versetzte der Alte. „Dieser Weltling ist aber lange schon todt und begraben. Es giebt selten einen Tag, an welchem ich nicht um ihn weine."

Das Diner war zu Ende, der Baron hatte mehr-

mals Zeichen gegeben, daß er sich zurückziehen wolle, die Gesellschaft bemerkte es und man nahm Abschied.

„Chevalier", sagte der Baron, Casanova umarmend, „wenn Sie immer an meiner Seite wären, so hätte ich eine ewige Jugend! Wann kommen Sie wieder? Heute Abend, wenn Sie wollen und wenn es Ihnen möglich — aber morgen gewiß. Ich habe Ihnen Anträge zu machen, ich habe auch noch über eine hochwichtige Angelegenheit mit Ihnen zu conferiren."

„Ich werde morgen wieder erscheinen", versprach Casanova.

„Nun aber stehe mir Rede", sagte der Grieche, der seinen Freund bisher vor dem Baron verleugnet hatte, während er mit ihm die Treppe hinabging, „was bedeutet Dein plötzliches Erscheinen beim Baron, was das an mich gerichtete Billet, alter schwermüthiger Gaukler?"

„Erräthst Du es nicht?" war die Antwort. „Du bist beim Grafen Radlitz vortrefflich versorgt, ich möchte die vacant gewordene Stelle, die Du innehattest, einnehmen —"

„Da hast Du bereits gewonnenes Spiel", rief Pagomas. „Er schwärmt seit jeher für Dich. Doch was soll das? Fühlst Du Dich denn in Dux nicht mehr behaglich? Sprich, wie geht es Dir dort?"

„Erbärmlich!“ erwiderte Casanova mit finster gerunzelten Brauen. „Erbärmlich, ganz erbärmlich! Das Schicksal sollte sich schämen, mit einem Manne, wie ich einer bin, so zu verfahren! Du weißt, daß meine bedrängte Lage mich zwang, dem Anerbieten des Grafen Waldstein zu folgen. Seitdem lebe ich in Dux. Ich kann Dir nur sagen, daß ich, kaum angekommen, mich total unglücklich fühle und wieder fort will. Doch wohin? Der alte Weltwanderer ist matt und müde.“

Du mußt Dux vorerst als ein Eiland betrachten, auf welchem Du Dein leckes Schiff ausbesserst,“ erwiderte Pagomas. „Wenn das geschehen ist —“

„So denke ich auch in ruhigen Augenblicken, aber ich habe deren kaum noch. Gewöhnlich tobt es in mir und statt an meinem Fahrzeug zu flicken, möchte ich es lieber in offener See in den Grund bohren. Messe mein Vorleben mit meinem Leben von heute, so wirst Du Alles erklärt finden. Ich bin aber auch das gerade Gegentheil von dem geworden, was ich war; ich meide die Frauen, ich hasse die Karten, ich bin ein Bücherwurm geworden und beinahe schon reif, in's Kloster von Ossegg einzutreten, das ich von meinen Fenstern aus sehe —“

„Es wird nicht so arg sein,“ meinte Pagomas. „So sehr verändert sich Niemand. Sage vielmehr,

daß Dir die Veranlassung fehlt, der zu sein, der Du warst —"

„Ich verstehe mich selbst nicht mehr," erwiderte Casanova mit einem schmerzlichen Seufzer. „So viel weiß ich, daß ich in Dux vor Langeweile sterbe. Ich bin nicht für die Idylle geschaffen. Ich brauche das Leben und die Zerstreuungen einer Stadt, aber in der Stadt muß man Geld haben. Natürlich — wenn ich kein Geld habe, ziehe ich das Landleben vor, weil ich dort nicht immerfort vor Augen habe, was ich entbehre. Das Murmeln der Waldbäche und das Gezwitscher der Vögel kann nur Derjenige melodisch finden, der sich kein Billet in die Oper kaufen kann — mit Einem Worte, ich kann es in Dux nicht aushalten —"

„Da ist Dir zu helfen, wenigstens theilweise," versetzte der Grieche. „Der Baron nimmt Dich ganz bestimmt mit offenen Armen auf."

„Das glaube ich selbst," sprach Casanova. „Ich werde den alten Gimpel binnen Kurzem in meinen dienstbaren Geist verwandelt haben. So werde ich in eine andere Lage kommen, so wird sich vielleicht meine kranke Phantasie wieder erheitern. Apropos: der Baron sagte beim Weggehen, er habe morgen wegen einer hochwichtigen Angelegenheit mit mir zu conferiren. Was versteht er darunter? Hast Du eine Ahnung?"

„Allerdings!“ rief Pagomas. „Er meint die Alchymie. Du sollst ihm Gold machen —“

„Gold?“ rief Casanova mit einer unermeßlichen Enttäuschung. „Einen Alchymisten sucht er? Höre ich recht?“

„Nun,“ meinte Pagomas, „Du wirst schon mit ihm fertig werden.“

„Verflucht!“ rief Casanova. „Da bin ich wieder einmal um eine Hoffnung betrogen. Er will einen Alchymisten haben? Ich habe ihn für reich, für sehr reich gehalten, aber Gold will offenbar nur Derjenige fabriciren, der wenig oder keines hat.“

„Ganz richtig,“ erwiderte Pagomas. „Es war freilich ein großer Irrthum von Dir, Buchenfeld für reich anzusehen. Dich hat der Ruf seiner Verschwendung, sein toller Luxus getäuscht. Nach seinen Fêten und Bällen wenigstens sollte man ihn für einen Crösus halten, aber er lebt in den Tag hinein, so daß vermuthlich seine zahlreichen Ballgäste eines schönen Tages aus dankbarer Erinnerung die Kosten seines Begräbnisses werden bestreiten müssen.“

„Adieu!“ sagte Casanova heftig und finster. „Ich gehe wieder nach Dux. Der alte Narr sieht mich nicht wieder. Ich glaubte bei ihm in einem Schatz wühlen

zu können. O Ironie! Ich, ich soll ihm Gold schaffen! Das ist zu unverschämt! Möge ihm das Podagra in die tanzlustigen Beine fahren und sie nie wieder verlassen!"

Er stürzte mit diesen Worten ungestüm weiter, die Spornergasse hinab.

Fünftes Capitel.

Die Rache des Himmels, welche die frommen Freunde des Rückschrittes und die Anhänger der römischen Hierarchie unaufhörlich herabbeteten auf das Haupt des deutschen Kaisers, diese Rache und ihr Strafgericht wollten zwar noch immer nicht kommen, aber der Sieg der Ultramontanen in den Niederlanden wurde doch so angesehen, als ob der Himmel die Gräuel einer liberalen, aufgeklärten, menschlichen Gesetzgebung nicht lange mehr dulden und die abgeschafften Satzungen eines barbarischen Mittelalters wieder zur Geltung bringen wollte. Die Dunkelmänner fühlten sich dadurch allerorten mächtig angefeuert, ihren Widerstand nicht nur auf Gebete und mehr oder minder verhüllte Bannflüche zu beschränken, sondern offener aufzutreten und den heldenmüthigen Klerus der Niederlande nachzuahmen. In Böhmen fehlten freilich alle Vorbedingungen zu einem so raschen Siege. Hier gab es keine im Bewußtsein des Volkes tief eiingewurzelte

landständische Verfassung. Es fand sich kein Van der Noot und kein Van der Mersch, mit welchen die frommen Herren Verschwörungen zum Umsturz der Dinge eingehen konnten. In Ungarn und in Tirol war man darin glücklicher, daher war aber auch sofort der donnernde Wiederhall der niederländischen Ereignisse in beiden Ländern zu vernehmen.

Der böhmische Klerus mußte sich also vorerst mit Agitationen und kleineren Scharmützeln begnügen. Da er keine Freischaaren organisiren konnte, um den neuen Institutionen an den Leib zu gehen, griff er zu seinen stärksten geistlichen Waffen. Es fehlte aber auch nicht an Wundern und Zeichen, noch an Leuten, welche an die Wunder und Zeichen glaubten.

In der Kirche auf dem Karlshofe in Prag befindet sich ein Kreuzweg, der noch heutzutage, besonders in der Charwoche, von den Andächtigen stark besucht ist. Durch einen gewölbten Aufgang führen ungefähr zwanzig steinerne Stufen zu einem Altar. In einem früheren Jahrhunderte soll hier Christus gesehen worden sein, in der Tracht, die ihm die Maler geben, die Stufen hinaufsteigend oder herabsteigend. Seit der Zeit ist es Sitte und Vorschrift, daß die Andächtigen die Treppe bis zum Altar auf den Knieen hinanrutschen, so zwar, daß auf

jeder Stufe Halt gemacht, wenigstens ein Vaterunser gebetet und der Stein jedesmal geküßt werden muß.

Eines Tages verbreitete sich wie ein Lauffeuer die Kunde, daß auf der beschriebenen Stelle, die jeder frommen Seele in Prag gar wohl bekannt war, der Heiland wieder erschienen sei. Er war dort auf den Stufen sitzend angetroffen worden, im blauen Mantel, das Haupt auf die Hand gestützt, gleichsam die böse Zeit betrauernd. Daß er es war, unterlag keinem Zweifel, denn er hatte seine fünf Wunden.

Die Gewährsmänner dieser fast unglaublichen Thatsache waren zwei Geistliche, die Frau des Sacristans und noch ein altes Weib. Von dem Augenblicke an war die Karlskirche zu klein, um alle die Neugierigen zu fassen, die eilends heraufkamen, um den Schauplatz des Wunders zu betrachten. Den Heiland konnte man ihnen nicht mehr zeigen, nur noch die genaue Stelle, auf welcher er gesessen, aber der Glaube war damit vollkommen zufriedengestellt. Die Wallfahrt nach dem Orte dauerte endlos fort und die Geistlichkeit konnte der verhaßten Regierung mit Stolz zeigen, wie sie die große Masse noch immer wie früher fest am Gängelbande führe.

Mit der systematischen Anwendung solcher Mittel wurde der Sinn des Volkes getrübt, zum Verständniß der zu dessen Besten erlassenen Reformen durchzudringen,

und die Versuche, den blindesten und rohesten Fanatismus anzufachen, hatten kein Ende.

Nicht lange darauf spielte wieder eine neue Geschichte, welche einen bei weitem größeren Effect machte, als die Erscheinung in der Kirche auf dem Karlshofe.

Es war eine Prophetin aufgetaucht, ein junges Mädchen, das in den Momenten der Ekstase die Geschicke der Welt sowohl, als die Geschicke einzelner Menschen weissagte. Das Aufsehen, welches diese heilige Jungfrau bewirkte, steigerte sich von Tag zu Tag, denn immer hatten die Leute, die sie gesehen und gehört, einen neuen frappanten oder merkwürdigen Zug von ihr zu erzählen. Niemand wußte zu sagen, wer sie sei und woher sie kam, sie aber kannte alle Menschen und nannte die Fremdesten bei ihrem Namen. Sie löste mit einer erstaunlichen Sicherheit die schwierigsten Fragen und nannte sogar das Anliegen, das Dieser oder Jener am Herzen hatte, bevor er noch Zeit gehabt, es vorzubringen. Ihre Wundergabe war von Tausenden von Augen- und Ohrenzeugen bestätigt. Bald war das Aufsehen, das sie erregte, so groß, daß selbst Jene nicht ganz unberührt blieben, welche hinter dem Ganzen nichts als Gaukelei oder höchstens eine Form religiöser Hysterie sahen. Ueber die Schönheit der Jungfrau, die der Moment heiliger Geisteserhöhung noch auf eine überirdische Weise verklärte, war nur eine

Stimme der Bewunderung. Das Mädchen war jedoch blind, ein Gebrechen, das von den ältesten Zeiten bei Sehern und Seherinnen vorkommt und fast zum Handwerk zu gehören scheint. Aber gerade durch ihre Blindheit war die Jungfrau in der Phantasie des Volkes idealisirt; sie bildete gleichsam ein Seitenstück zu dem berühmten blinden Jüngling, dessen Weissagungen noch heute in den unteren Klassen der Bevölkerung Böhmens in Ansehen stehen und theilweise heute noch citirt werden.

Tief im Stadtviertel des Wyssehrad wohnte ein altes Ehepaar, welches mehr in der Kirche, als zu Hause anzutreffen war. Diesen frommen Leuten hatte sich die räthselhafte Jungfrau zuerst offenbart, es war ihnen seitdem das Gnadenheil widerfahren, die Abgesandtin des Himmels zu beherbergen. Dies sollte sich auf folgende Art zugetragen haben:

Einmal klopfte es dort in der tiefen Nacht an der Hausthüre.

Der alte Mann war am Fenster des oberen Stockwerks erschienen und hatte die Frage heruntergerufen, wer denn noch so spät Einlaß begehre.

„Für mich,“ antwortete eine Stimme und zwar eine wahrhafte Engelstimme, „giebt es keine Nacht.“

„Was ist das für eine dumme Rede,“ hatte der alte Mann, der seine Ruhe ungern gestört sah, ärgerlich ver-

setzt. „Für mich giebt es Tag, wenn die Sonne scheint, und Nacht, wenn es finster ist, und in der Nacht will ich meinen ruhigen Schlaf haben. Werde ich aber geweckt, so will ich wissen, warum?"

„Wenn Du mir geöffnet haben wirst," sagte die liebliche Engelstimme, „wirst Du es sehen und hören."

„Hat man dergleichen je gehört," hatte der Alte ganz wüthend gerufen. „Man thut in der Nacht die Hausthüre nur Leuten auf, die man kennt —"

„Wer nicht vom Herrn abgefallen ist," versetzte die Stimme, „der erkennt mich auf den ersten Blick."

„Du führst den Namen des Herrn im Munde," sagte der Alte freundlicher, weil er bei seiner Bigotterie gefaßt worden war. „Du kannst gewiß nichts Böses beabsichtigen. Deine Stimme ist offenbar die eines jungen Frauenzimmers, aber meinen Ohren ist sie ganz fremd. Du mußt schon so gut sein und mir sagen, wer Du bist und was Du willst."

„Wer ich bin?" erwiderte die Stimme. „Ich bin eine Todte für die Todten, aber eine Lebendige für Alle, die an den Himmel glauben und im Herrn leben! Oeffne mir, denn Du bist würdig erfunden worden, mich eine zeitlang unter Deinem Dache zu haben."

Diese Worte hatten selbst einen so katechismusfesten Mann, wie der Alte war, stutzig gemacht. Er glaubte

den Verstand der nächtlichen Ruhestörerin bezweifeln zu müssen und war einen Moment um eine passende Antwort verlegen, aber die Einlaß-Begehrende kam ihm zuvor. Sie sagte:

„Wenn ich nicht wäre, was ich sage, so könnte ich nicht wissen, daß Du mich jetzt für eine arme Närrin hältst. Wenn ich nicht wäre, was ich Dir sage, so könnte ich auch nicht wissen, daß Dein braves und frommes Eheweib krank ist und sich vor Schmerzen auf seinem Lager windet —"

„Da sehe ich," hatte der Alte ihr höhnisch in's Wort gefahren, „daß es mit Dir wirklich nicht ganz richtig ist. Mein Weib ist gottlob gesund wie der Fisch im Wasser und schläft fest. Sie hat zuvor ganz munter den Rosenkranz siebenmal mit mir heruntergebetet. Geh in Gottes Namen wieder nach Hause. Gott stärke Dich."

Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als ein schmerzliches Wimmern aus der Schlafstube seines Weibes vernehmlich wurde. Entsetzt, tiefbestürzt eilte der Alte hinein und fand wirklich seine Gattin, sich unter herben Schmerzen windend, in ihrem Bette, ganz wie es die vermeintliche Närrin vorhergesagt.

Rathlos und außer sich erschien der Alte gleich wieder am Fenster und rief hinab:

„Bist Du eine Hexe, die dem Menschen Verderben bringt, oder ist es ein heiliger Geist, der offenkundig aus Dir spricht?"

„Glaube und öffne die Thüre," entgegnete die Stimme mit gleichmäßiger Ruhe und Lieblichkeit. „Du stößest schon viel zu lange die Gnade von Dir, die Deinem Hause widerfahren soll."

Zitternd und zagend und sich zehnmal bekreuzigend hatte nun der Alte geöffnet, doch beim Erblicken der Jungfrau, die seine Schwelle überschritten, kehrte im Nu ein so seliger Gottesfriede in ihm ein, wie er ihn vorher nie gekannt hatte. Begreiflicherweise war auch in diesem Momente das Weib des Alten wieder gesund geworden, so daß sie der wunderbaren Wohlthäterin bis zur Treppe dankend entgegeneilen konnte.

Gleich in den ersten Vormittagsstunden war der Alte zu seinem Beichtvater geeilt, um ihm das Ereigniß der vergangenen Nacht zu erzählen.

Der Beichtvater ließ nach der Mittheilung eines Vorganges von solcher Bedeutung natürlich sofort Alles liegen und stehen und begab sich, von einigen ausgewählten Theologen begleitet, in das Haus des Alten, um die Sache einer gründlichen Prüfung zu unterziehen. Nach einem nur kurzen Examen war die geistliche Commission darüber im Klaren, daß man es mit einem bevorzugten

Wesen zu thun habe, das die Tugend der Verzückung und die Gabe der Weissagung in besonderem Maße besitze und eigens abgesendet worden sei, um die gebeugten Gemüther der Gläubigen aufzurichten und die Hoffnung auf bessere Zeiten zu erwecken.

Seit dieser Stunde war das Haus des frommen Alten auf dem Wyssehrad ein Wallfahrtsort, den die Menge vom Morgen bis Abend umschwärmte. Bei anbrechender Nacht wurde jedoch immer das Gedränge am stärksten, denn um diese Stunde wurde die blinde Jungfrau, die sonst den ganzen Tag unsichtbar blieb, von den Geistlichen gewißermaßen ausgestellt, damit das Volk sie sehe und weissagen höre. Dies geschah zwei- höchstens dreimal in der Woche, die Tage jedoch waren nicht bestimmt. Die Neugierigen mußten es auf's Gerathewol ankommen lassen, das heißt, es hing davon ab, ob sich die Seherin inspirirt fühlte oder nicht. In dem einen Falle erschien ein Geistlicher oben am Fenster und sagte die Vorstellung ab, in dem andern öffnete er die Hausthür und ließ, strenge Ordnung handhabend, so viel Personen ein, als die inneren Räumlichkeiten faßten, welche nur mittelgroß waren.

Zwischen der Hausthüre und der Treppe, beinahe den Eintretenden im Wege, stand ein großer Opferstock, welcher das, was man gewöhnlich den Eintrittspreis nennt, mit echt christlicher Demuth in ein Almosen verwandelte.

An diesem aufdringlich hingestellten Kasten konnte Niemand mit Anstand vorübergehen, ohne in die Tasche zu greifen.

Es war ein schwüler Septemberabend. Die Sonne war schon untergegangen, die ersten Sterne erschienen bleich und klein am Himmel. Es war der Augenblick, in welchem der Einlaß zur blinden Jungfrau angekündigt oder abgesagt werden sollte.

Eine große bunte Menschenmenge wartete in aufgeregter Spannung vor dem Hause. Es waren nicht blos Arbeiter im Kittel, Kleinbürger und deren Frauen, es waren auch nicht blos Fromme, die die Bedrängnisse der Kirche am Herzen hatten, der größte Theil wohl bestand aus Neugierigen und auch die besseren Stände hatten ihre Vertreter.

Einen Blick in die Zukunft zu thun, hat für die Menschen einen eigenthümlichen Reiz, selbst dann, wenn man über die Richtigkeit des Blickes in Zweifel ist. Noch heutzutage werden Somnambule consultirt und geschickte Kartenschlägerinnen um Rath gefragt; noch vor Kurzem hatte es einen Proceß in Paris gegeben, wobei es sich zeigte, das eine Prinzessin von Geblüt bei einer Somnambule angefragt, wer der Dieb ihrer abhanden gekommenen Pretiosen sei.

Endlich ging die Hausthüre auf. Wie das Wasser

durch das geöffnete Wehr schoß die Menge schnaufend hinein. Stolpernd ging es die Stiege hinauf. Alle Räume waren im Nu gefüllt, bis tief unten, wo sie nichts sehen, nichts hören konnten, standen Menschen.

Da das Haus keinen Saal hatte, war der große und breite Gang des ersten Stockwerks zum Schauplatz auserkoren worden. Am Ende desselben befand sich die Bühne. Dort lag auf einem Ruhebett die blinde Jungfrau, die Augen zum Himmel gerichtet, die Hände gefaltet, und zeigte den Zuschauern ihr allerdings schönes Profil. Sie trug ein blendend weißes, mit blauen Bändern aufgeputztes Kleid. Ueber ihr hing das Bild der heiligen Theresia, der Urmutter der Verzückten. Zu ihren Füßen stand ein Betstuhl, auf welchem sich ein schwarzes Crucifix und ein wirklicher Todtenschädel befand. Eine Oellampe warf ihr durch ein rosarothes Glas gebrochenes Licht mit großer theatralischer Wirkung über die ganze Scene.

Das Publicum mußte auf einige Schritte entfernt stehen bleiben; dafür war durch zwei Geistliche gesorgt, die in schwarzen Talaren und darüber geworfenen weißen Chorhemden fungirten. Sie waren zugleich Dolmetsche und Exegeten, und vermittelten den Rapport zwischen der Prophetin und den Zuschauern.

Wie nun die Wirklichkeit gewöhnlich anders ist, als

uns die Erzählung halbdichterisch meldet, so war auch die äußere Erscheinung der „Jungfrau" eine ganz andere, als man sich sie gedacht, und paßte nicht recht zur Vorstellung, die man mitgebracht. Das Mädchen war wohl schön zu nennen, aber von einem höheren Wesen war nichts an ihr zu sehen. Sie gehörte einem derberen Schlage an. Die vollen, fast gar zu üppigen Formen schlossen alle Idealität aus. Die erste Jugend, in der sie sich befinden sollte, war eine Mythe, und es war möglich, daß ihre Jungfrauschaft es auch war. Sie mußte mindestens bereits fünfundzwanzig Jahre zählen.

Als das Publicum versammelt und gehörig postirt war, nahmen die beiden Geistlichen allerlei Ceremonien vor, die nur den Zweck hatten, eine gewisse Weihe der Stimmung und eine feierliche Spannung vorzubereiten.

Endlich redete einer der Geistlichen unter allgemeiner Stille die Prophetin an.

Es war ein ehrwürdig aussehender Mann, hager und grau, mit geistvollen Gesichtszügen.

„Liebe Himmelstochter," sprach er in dem bekannten süßen, von Demuth triefenden Kirchentone, „ist die Wolke, über die Du Dich vorhin beklagt hast, vorübergezogen, oder hindert sie Dich noch immer, etwas zu sehen?"

„Die Wolke," erwiderte die Jungfrau, ihre Worte

träumerisch, doch deutlich hinlispelnd, mit angenehm heller Stimme, „die Wolke liegt noch immer vor mir, ja, sie ist noch dichter und schwärzer geworden, aber eine schneeweiße Taube mit einer goldenen Krone auf dem Köpfchen ist hineingeflogen und hat sie durchrissen. Ich sehe durch die Spalte — sie ist handbreit — ich sehe ein furchtbares Menschengewühl! Die Haufen ziehen vorüber — Fußvolk und Reiter — Regiment auf Regiment — Schwadron auf Schwadron!

„Blut, viel Blut wird fließen," fuhr sie mit einer entsprechenden Energie des Tones fort, „fremdes Blut und unser Blut! Ich höre Kanonen donnern, Säbel aneinanderrasseln! — Die Schlacht hat begonnen! Das Gemetzel ist furchtbar — das Wuthgeschrei der Kämpfenden und das Jammern der Verwundeten übertönt die Kanonen. — Sie fallen wie Halme — Pferde und Leute liegen durcheinander — diese brechen vor wie ein Strom — sie werfen ohne Unterschied Alles, was widersteht, nieder — ha, da ruft eine Stimme wie ein Posaunenton aus den Wolken: es ist genug! — Der Feind wendet sich zur Flucht. — Wir haben gesiegt, unsere Truppen ziehen wieder heimwärts — auf dem verlassenen Schlachtfeld geht ein Engel, Namens Assam — er sondert die Leichen. Geier und Wölfe kommen heran, sich auf die Beute zu werfen — nein, nicht Geier, nicht Wölfe, Teufel in deren

Gestalt — aber der Engel Assam duldet nicht, daß sie katholische Christen anrühren —"

Diese Vision hatte zur Grundlage die Kriegsgerüchte, welche seit dem geheimnißvollen Besuche des Kaisers im Chersones im Umlaufe waren, und stellte den kommenden Feldzug für die gläubigen Seelen als eine vollendete Thatsache hin. Der Krieg, damals durch die Art, wie er geführt wurde, eine wahre Landplage, war noch gefürchteter als heutzutage, wo wenigstens das Leben und Eigenthum friedlicher Bürger sicher sind. Es war gewiß, daß die Vision, die einen so zeitgemäßen Stoff hatte, bei vielen Zuhörern, besonders bei denen aus den gemeinen Ständen, mit der beabsichtigten Wirkung einschlug.

„Ich sehe," fuhr die visionäre Jungfrau wieder fort, „ich sehe durch den Riß der schwarzen Wolke, die noch immer dasteht, unsere Truppen heimziehen! — O, wie gelichtet sind die Reihen! — Wie anders ist das Gewühl als vorher, da die Soldaten in die Schlacht marschirten .... Das Fußvolk stützt sich auf die Gewehre — wie auf Krücken — die Reiter sitzen auf hinkenden Pferden. — Und doch — ha, ha, ha, sind alle mit frischem grünen Reisig geschmückt — an den zerschossenen Fahnen hängen Kränze! — O, sie feiern den Sieg! — Welche Thorheit und welche Blindheit! — Hinter ihnen, dicht hinter dem letzten Gliede, fast auf ihrer Ferse —

schleichen zwei böse Geister nach. Der Eine sieht wie ein dürres Todtengerippe aus — aber kohlschwarz von Farbe — der Andere wie ein altes, häßliches, abgehungertes, hexenartiges Weib, kaum mit Lumpen verhüllt — das ist die Pest und der Mißwachs. — Diese zwei Geister ziehen hinter den Trümmern der Armee hohnlachend einher — sie lagern sich — wo die Armee lagert — sie brechen mit ihr auf — werden ihr bis in die Kasernen folgen — bis in die Häuser —"

Die Prophetin hielt mit dem Aufrollen ihres Schauergemäldes einen Moment inne, ohne daß die athemlose Stille der Lauschenden unterbrochen worden wäre.

„Das ist er!" rief sie plötzlich, auf ihrem Ruhebette emporzuckend, mit lauter Stimme aus. „Ja, er ist es! — Dieser Mann — auf dem Schimmel — mit der rothen goldverbrämten Schabrake — der einen am Wege liegenden Krüppel anspricht. — Er wirft ihm ein paar Goldstücke zu — mag's ihn trösten! — es ist der Kaiser! -- Ueber ihm — nur wenige Fuß hoch — schweben zwei Engel — gleich schönen Knaben — mit langem blonden Haar — in schwarze Tücher eingehüllt. Sie halten sich fest verschlungen — Wange an Wange — sie weinen! — Die Thränen, die sie unaufhaltsam vergießen — leuchten und fallen wie ein Funkenregen über den Kaiser nieder.

— Er ist ahnungslos — er weiß nichts von ihnen. — Ach, er weiß nicht einmal, daß er selbst eine schwere Wunde im Kriege davongetragen — daß er weit schlimmer daran ist als jener Krüppel — der, um die ihm zugeworfenen Goldstücke aufzuheben, auf allen Vieren kriecht. — O, seine Wunde ist schwer! — Sehr schwer! — Die Kunst aller Aerzte wird an ihm zu Schanden werden. — Von dieser Stunde an bete für ihn — wer ihn liebt! — denn — außer den zwei weinenden Engeln, die über ihm schweben, folgen ihm noch zwei andere Geister — —"

Sie brach in einer leisen Nuance des Grauens ab, ehe sie gleich darauf wieder fortfuhr:

„Ich sehe deutlich — ich entsetze mich davor — was diese Geister vorhaben — aber ich darf es nicht aussprechen. — O, hätte ich es lieber nicht gesehen! Nicht gesehen. — Ich sage nichts darüber. — Nein, nein. — Ich schweige, ich gehorche."

Sie faltete nach diesen Worten ihre Hände zitternd über der Brust wie im inbrünstigen Gebete.

Den Zuhörern war das Schweigen der blinden Jungfrau nicht gelegen gekommen, doch es war ein beredtsames Schweigen, welches die Phantasie weiter zu schweifen antrieb, als es die begrenzte Macht des Wortes vermocht hätte. Die naheliegende Möglichkeit, daß der Kaiser in einem demnächstigen Kriege sterben könne, war nur die

Umschreibung des sehnlichsten Wunsches aller Rückschrittsmänner, durch einen baldigen Regentenwechsel einen Freund der Geistlichkeit auf den Thron steigen zu sehen. Der Muth der Prophetin, die Person des Monarchen auf solche Weise in's Spiel zu ziehen, war eine politische Kühnheit, die an Hochverrath streifte und die die Zuhörer in dem demüthigen Unterthanen-Bewußtsein ihrer Zeit mit einer mit Entsetzen gepaarten Bewunderung aufnahmen.

Als die blinde Jungfrau ihr Gebet beendigt hatte, streckte sie die Arme und Glieder wie beim Erwachen aus dem Schlafe mehrmals vor sich hin und brach dann in ein starkes, lang anhaltendes Gelächter aus.

„O die einfältigen Thoren," sagte sie, die Worte einem Lachreiz, der sich noch immer geltend machte, abkämpfend, „welche da glauben, daß ich aus Furch :nicht weitergesprochen habe! Aus Furcht schweige! — Wie dauern mich solche Menschen! — Auch hier im Haufen — der mich voll Neugier umgibt — da giebt es solche Menschen! — Ich fürchte aber — nur die Hand Gottes — kein irdisches Strafgericht! — Ich schwieg nicht einer weltlichen Macht zu Gefallen — sondern weil Assam, der Engel, der die Leichen auf dem verlassenen Schlachtfeld sondert — den Finger auf den Mund gelegt hat. — Das ist Winkes genug. — Hätte ich Furcht vor den Men-

schen — o, das, was ich gesagt und nicht verschwiegen habe, wäre schon gefährlich genug. Denn — denn — ich weiß von allem Anfange, daß in diesem Räumen zwei Menschen stehen — die abgesendet worden sind, meine Worte aufzufangen und mit dem Zeugniß der Wahrheit Angeberei zu treiben! — Ich sehe sie — ich sehe sie — ich könnte ihre Namen nennen — ich könnte sie öffentlich beschämen —"

Alle Blicke der Zuhörer richteten sich sofort auf einander, ein Nachbar blickte in dem Kopf an Kopf dicht gedrängt stehenden Haufen den andern mißtrauisch an, die beiden Spione zu entdecken.

Die Unruhe, welche diese wechselseitige Musterung erregt hatte, verstummte jedoch sogleich, als die blinde Jungfrau zu reden begann:

„Ich thue es nicht!" sagte sie im Tone einer stolzen Herausforderung. „Laßt sie dastehen — horchen — schauen — wie die römischen Kriegsknechte unter dem Kreuze — damit auch sie sagen können, wenn die Weissagungen in Erfüllung gegangen: ja wahrhaftig, das war Gottes Sohn! ..... Ich fürchte keine Strafe — selbst nicht den Tod — durch Henkershand. — Was ist denn süßer — als der Märtyrertod? Welche Lust, im Sterben die sündige Erde unter den Füßen fortzustoßen! — die Engel lächeln mich an — sie rufen so lockend: Komm' —

komm' zu uns! — Ach, ich darf noch nicht — bis meine Sendung erfüllt ist. — Würde mir jetzt gleich die Jungfrau Maria erscheinen und mir eins ihrer sieben Schwerter mit dem Befehle reichen, mich damit umzubringen — ich darf es nicht in die Hand nehmen! — Ich muß noch warten — Gottlob nicht allzu lang. — Mein Tod wird qualvoll sein — aber wenigstens werde ich die Tage des Mißwachses und der schrecklichen Hungersnoth nicht erleben. — Hunger und Durst wird die Menschen gleichzeitig martern — eine furchtbare Trockniß wird alle Quellen aufsaugen — die Moldau wird eine zeitlang ohne Wasser sein! — Reich und Arm wird betroffen werden, denn es wird nicht einmal so viel Mehl da sein, den Sterbenden das heilige Abendmahl zu reichen!"

„Fromme und vom Geiste erfüllte Jungfrau," begann nun der dienstthuende Geistliche, der mit Wohlgefallen den tiefen Eindruck sah, den diese crasse Rhapsodie über das Thema der immer wirksamen Brodfrage auf Viele der Zuhörer hervorgebracht, „fromme und vom Geiste erfüllte Jungfrau," begann er im pathetischen Kanzelton, „wir beschwören Dich, uns zu sagen, ob Du kein Mittel kennst, durch welches wir Gottes Zorn von uns ablenken und uns vor den angekündigten Uebeln bewahren könnten?"

„Alles wird vergebens sein," gab die Prophetin nach einer Pause sehr ernst zur Antwort, „wenn man auch in

dieser Stunde von den Verfolgungen der Kirche und ihrer Diener abließe, die aufgehobenen Stifte und Bruderschaften wiederherstellte, die neu aufgerichteten Bethäuser der Irrlehre einrisse und alle Freimaurer austriebe — nein, nein, nein, das reicht nicht hin — so lange das Volk — hoch und nieder, das sich katholisch nennt, in seinem Stumpfsinn verharrt, in welchem es mit verschränkten Armen zusehen würde, selbst wenn man den Heiland vor seinen Augen noch einmal kreuzigte! — Zur Sünde schweigen ist dasselbe, wie die Sünde thun, sagt das Evangelium. — Man hat Gott auf den Lippen, nicht im Herzen. — Ihr Alle, die ihr da dicht gedrängt um mich versammelt seid, klopft an Eure Brust! Bekennt, daß Euch Neugierde, Zeitvertreib und eitle Schaulust zu mir führt und Euch die Wiederherstellung des Reiches Gottes Nebensache ist! — Meine Augen sind mit dem Thau des Himmels benetzt, ich schaue Euch in die Herzen — ich sehe Euch durch und durch —"

Nach dieser aggressiven Apostrophe an ihr Publicum schwieg sie einige Momente still, dann fuhr sie fort:

„Ich habe Euch jetzt Alle, wie Ihr da seid, im Geiste durchgegangen — Einen nach dem Andern. — Keiner von Euch kennt mich, ich aber kenne Euch Alle, Eure Namen, Eure Gedanken. Nur Zwei sind in diesem großen Haufen, die Gott wohlgefällig sind! Mich täuscht

Ihr nicht und ich will Euch beweisen, daß Ihr in Eurer Heuchelei nicht sicher seid. Lernt, die Ihr Augen habt, von mir, die ich kein Augenlicht habe, das zu sehen, was Ihr an einander nicht seht. — Da — blickt auf das äußerste Ende der vordersten Menschenreihe hin...."

Alle Blicke der Versammelten richteten sich nach dem bezeichneten Punkte spannungsvoll hin.

„Dort steht eine junge Frauensperson — hart an der Wand" — fuhr die Seherin fort — „eine junge Mamsell in einem grünen Spenser — in einem fast ärmlichen Kleide — Kopf und Gesicht in einem seidenen Tüchlein eingebunden. — Sie hängt am Arme eines hochgewachsenen Mannes — der einen grauen Soldatenmantel anhat —"

Die Beiden, die so bezeichnet wurden, standen wirklich auf der angegebenen Stelle, unweit der Prophetin.

Die junge Mamsell zeigte, als sie solchergestalt der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit wurde, eine außerordentliche Verlegenheit. Den Mann im grauen Soldatenmantel, eine kräftige Gestalt in den Dreißiger-Jahren, schien es wenig anzufechten. Sein nerviger Gliederbau und das dunkle, martialisch aussehende Gesicht, das den Typus einer ruhigen Kühnheit hatte, verriethen nicht die allergeringste Bewegung.

„Mädchen, Mädchen," sprach die blinde Jungfrau

mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit des Tones, „wo hast Du diese einfachen, schlichten Kleider her? Vor mir nützt Dir alle Verstellung und alle List nichts. In Deinen Commoden, Spinden und Schränken, das weiß ich, sind solche bescheidene Anzüge nicht zu finden. Warum erscheinst Du nicht auch hier vor mir in Deinen kostbaren seidenen Schleppkleidern, die Du zu Dutzenden hast, warum kommst Du nicht mit Deinen goldenen Spangen und Deinen Ringen mit Edelsteinen? Warum spielst Du vor mir die einfache Bürgermamsell? Wozu die Verkleidung? Ja freilich, Du bist stolz, Du schämst Dich, in diesen Räumen gesehen zu werden, damit Du nicht am andern Tage von den Freigeistern, die bei Dir ein- und ausgehen, ausgelacht werdest? Ja, mit den Freigeistern verkehrst Du am liebsten. Die Sehenden kannst Du täuschen, nicht mich, die Blinde. Ich sehe — eine gute Strecke weit von diesem Hause — am Ende eines langen schmalen Gäßchens eine prächtige Carosse stehen. Sie gehört Dir. In ihr bist Du hergefahren, dort, auf der genannten Stelle, bist Du ausgestiegen und zu Fuß bis zu mir gekommen. Du bist eine reiche hohe Dame, aber — wie jugendlich Du auch aussehen magst — bist Du auch kein Mädchen — sondern eine Frau, die keinen Mann mehr hat!“

Diese Episode war für die scandalsüchtige Menge

von einem hohen dramatischen Effecte, aber für die Betroffenen peinlich und äußerst unangenehm. Man sah dem jungen Frauenzimmer an, wie unerträglich es ihr war, die Blicke der rohesten Neugierde zu erdulden, denn sich zurückziehen und verschwinden konnte sie nicht, da sie in der vordersten Reihe stand und sich durch die ganze hinter ihr befindliche compacte Menge hätte hindurcharbeiten müssen, was zwar nicht ganz unmöglich, doch kaum rathsam war. Sie mußte sich in ihr Schicksal ergeben.

Da rief eine alte Frau, die ungefähr in der Mitte der Versammlung stand, halblaut, aber doch alarmirend ihrer nächsten Umgebung zu:

„Ja, jetzt habe ich es herausgebracht, ja, das ist sie! O, die blinde Jungfrau ist allwissend! Die verkleidete Bürgermamsell ist die Gräfin Rauenkirch! Ihr Mann ist im vorigen Herbst gestorben, ich habe ihn auf dem Paradebett liegen gesehen — ja, ja, das ist die Gräfin Rauenkirch. Ich schwöre darauf."

Wie vom elektrischen Drahte geleitet, ging der Name der Gräfin durch die Versammlung, von Mund zu Mund, ein Name, der den Meisten geläufig war.

Es war wirklich Adrienne Rauenkirch, die einer der Vorstellungen der blinden Jungfrau, von der sie so viel gehört, hatte beiwohnen wollen.

Der Mann im grauen Soldatenmantel war der Grieche Pagomas, den sie veranlaßt hatte, sie zu begleiten.

Das Gesurre und Gemurmel, das der Entdeckung der alten Frau gefolgt war, verstummte auf der Stelle, als die blinde Jungfrau wieder das Wort ergriff.

„Ich will Dir," sagte sie, noch immer ihre Worte an die Gräfin richtend, „keinen Vorwurf machen, ich will nur handgreiflich darthun, daß ich das Verborgene weiß. Dennoch will ich Dir eine Warnung auf den Weg mitgeben, eine ernste Warnung! Grabe sie tief in Dein Herz hinein, sonst wirst Du bittere Thränen vergießen und alle Deine Schätze werden Dir nichts helfen. Du nährst eine Schlange an Deinem Busen. Sie wird Dich plötzlich stechen — sie wird Dir ihr Gift beibringen, wenn Du ihr nicht selbst den Kopf zertrittst..... Dann aber hüte Dich auch vor dem Manne, der neben Dir steht und sich unter dem grauen Soldatenmantel versteckt."

Der Redeton der blinden Jungfrau nahm einen intensiven Ausdruck des Hasses an.

„Du bist schon allzuviel mit ihm umgegangen — hast Deiner Ehre schon seinetwegen zu viel vergeben — er wird — er wird — ich sehe es kommen — Dein böser Engel sein! Er ist ein Ketzer von Geburt — ein Heide durch seinen Lebenswandel — ein Baalspriester und Lügen-

prophet von Beruf — er ist aber auch — er ist — der Freund eines Mannes, der gemordet hat —"

So weit war die blinde Jungfrau unter der auf's Höchste gesteigerten Sensation der Zuhörerschaft gekommen, als ihr Pagomas, der bis dahin unbeweglich wie eine Bildsäule dagestanden war, plötzlich das Wort abschnitt. Mit einem wilden Ruck hatte er den Degen, den er unter dem Mantel umgehängt trug, gezogen und schrie mit aller Kraft seiner sonoren, aus voller, gesunder Brust tönenden Stimme:

„So weit soll diese infame Gaukelei nicht ohne Züchtigung gehen!"

Gleichzeitig hatte er ein paar Schritte auf die blinde Jungfrau zu gemacht, welche vor Ueberraschung und Schrecken auf ihrem Ruhebette sichtbar aufzuckte und einen Augenblick Miene machte, sich zu flüchten. Doch die beiden Geistlichen hatten sich bereits dem Griechen entgegengeworfen, Beide mit begütigenden Worten ihn aufhaltend, während er in blindem Zorn sich freimachen und Gott weiß was beginnen wollte.

Die Lage war kritisch geworden und wurde es mit jeder Sekunde mehr, denn im Rücken Pagomas' artete bereits die Bewegung in einen Tumult aus. Schon arbeiteten sich ein paar handfeste Männer aus dem Hinter-

grunde unter Flüchen und Drohungen durch, um sich über den Frechen herzumachen.

„Pagomas, kommen Sie zu sich!“ rief die Gräfin, ihren Begleiter am Arme krampfhaft festhaltend, halblaut, in größter Aufregung. „Hören Sie mich! Lassen Sie sich nicht in einen so ungleichen Kampf ein! Bedenken Sie mich —“

Pagomas senkte den Degen.

Inzwischen war die Gruppe allmälig bis in die Nähe einer Thüre gekommen oder vielmehr hingeschoben worden. Diese wurde von den Geistlichen schnell geöffnet, man zeigte Adrienne den Ausgang.

„Fort, fort, liebster Freund!“ bat die Gräfin. „Entfernen wir uns durch diese Thüre.“

Pagomas gab nach. Beide gelangten zuerst auf einen kleinen hölzernen Hausgang, dann durch eine Hinterstiege in den Hofraum. Auf einem kleinen Umwege konnten sie bald in das schmale Gäßchen einbiegen, an dessen Ausgang sie, wie die blinde Jungfrau ganz richtig ausgesagt hatte, der Wagen erwartete.

Erst als sie dem Schauplatz des Scandals weit genug entrückt waren, fielen die ersten Worte.

„Schrecklich!“ sagte die Gräfin. „Wir sind großer Gefahr entgangen. Mir steckt der Schrecken noch in

allen Gliedern. Es war unvorsichtig, ja toll von Ihnen, Pagomas, den ganzen Pöbelhaufen so herauszufordern."

„Ich wußte kaum, was ich that. Verzeihen Sie, schöne Freundin!" versetzte der Grieche, beide Hände der Gräfin erfassend und an seine Lippen pressend. „Doch — da es einmal diesen Ausgang gehabt hat — vielleicht dürfen wir die Sache nicht bereuen. Wer weiß, was wir noch zu hören bekommen hätten! Wenn übrigens der Tumult nicht durch mich herbeigeführt worden wäre, glauben Sie, daß wir nach dem, was vorgefallen, durch den Pöbelhaufen friedlich hindurch und hinabgekommen wären, bis an unseren Wagen? Ich glaube es nicht."

„Sie mögen Recht haben!" sagte die Gräfin, die, noch immer leise zitternd, sich unwissentlich an ihres Begleiters Schulter lehnte. „Wenigstens wäre man uns nachgelaufen, um den Wagen zu sehen und sich zu überzeugen, ob er wirkich auf uns wartet. Doch — sagen Sie, haben Sie eine Idee, wir wir unter unserer Verkleidung erkannt worden sind? Mir steht beinahe der Verstand still."

„Ich selbst bin überrascht," versetzte Pagomas. „Die Geschichte ist, das muß man sagen, teufelmäßig gut organisirt. Die wird in der Stadt Lärm machen. Da spielt eine sehr schlaue Bande zusammen."

„Wahrhaftig,“ rief die Gräfin, „wenn wir stutzen, müssen die Einfältigen an Wunder glauben .....“

Sie waren an's Ende des Gäßchens gekommen, die Wagenfenster leuchteten ihnen entgegen; der Lakai, der sie erkannt hatte, sprang vom Bocke und öffnete den Schlag: rasch stiegen sie ein, worauf sich die Pferde in einen scharfen Trab setzten.

„Wie danke ich dem Schöpfer,“ rief die Gräfin, noch immer sehr erregt, „daß ich wieder in meinem Wagen sitze!“

Pagomas schwieg.

„O, hätte ich das geahnt,“ hob sie wieder an, „meine Neugier hätte mich vergeblich gekitzelt .....“

Es erfolgte wieder keine Antwort.

„Ich bin eigentlich an Allem Schuld,“ fuhr die Gräfin gleich wieder fort, „was auch daraus geworden wäre, denn ich habe Sie dazu überredet und mit meinen Bitten verführt.“

Pagomas saß noch immer stumm da.

„Du nährst eine Schlange an deinem Busen. Sie wird dich plötzlich stechen und dir ihr Gift beibringen, wenn du ihr nicht selbst den Kopf zertrittst, sagte das Frauenzimmer. Auf wen soll denn diese Anspielung gehen?“

„Sie fragen?“ antwortete Pagomas. „Natürlich auf Marcelline. Auf Marcelline! Sehr seltsam. Doch noch merkwürdiger ist das Wort: Dein Begleiter ist der Freund

eines Mannes, der gemordet hat. Entschuldigen Sie, Gräfin, ich bin so zerstreut — besser gesagt, es gehen mir Ideen im Kopf herum —"

„Nun?" rief die Gräfin. „Sprechen Sie. Wären Sie dem Manöver dieser blinden Jungfrau auf der Spur? Scharfsinnig genug wären Sie dazu."

„Ich bin weit Wichtigerem auf der Spur," gab Pagomas zur Antwort. „Das Ganze ist wichtig und folgenschwer, ich verspreche mir im Augenblicke große Resultate von diesem Besuch bei der Seherin. Und diese Hoffnung danke ich Ihnen, theure Gräfin. O, ich danke Ihnen aus tiefster Seele, daß Sie mich als Ihren Begleiter für das Possenspiel der Wahrsagerin auserkoren haben."

„Nun, das ist schön. So brauche ich mir keine Vorwürfe zu machen. Aber Pagomas — das Stadtgespräch, das es morgen giebt! Höchst fatal ist's doch. Man wird über nichts, als über unser Abenteuer sprechen!"

„Was das betrifft, erwiderte der Grieche, „so gebieten alle möglichen Rücksichten, daß wir nichts zugeben und allen Behauptungen der Gerüchte ein eisernes Ableugnungssystem entgegenstellen. Auf unsere Verkleidung gestützt, müssen wir Alles als eine Erfindung behandeln, als ein Märchen."

„Wirklich, das ist das Einzige, was übrig bleibt. Es ist einleuchtend. Sie haben vollkommen Recht."

„Haben Sie nicht gemerkt,“ sagte Pagomas, plötzlich auflachend, „wie die Prophetin erschrak, als ich den Degen zog? Wie die Tochter des Himmels Miene machte, davonzulaufen?“

„Das habe ich nicht gesehen. Ich war ganz außer mir. Dafür habe ich die brüllenden Bengel, die die Fäuste gegen uns erhoben, genau und aus nächster Nähe gesehen. Gottlob, daß es so abgelaufen ist.“

„So ist es schließlich für Sie, lustige Frau, ein nettes, kleines Abenteuer,“ sprach der Grieche. „Eine Kurzweil in langweiliger Zeit, an einem theaterlosen Septemberabend. Aber für mich ist es weit mehr. Ich muß es wiederholt sagen, daß ich Ihnen nicht genug danken kann. Nein, nein, der heutige Abend ist für mich nicht verloren.“

„Sie sprechen in Räthseln.“

„Ich weiß selbst noch so gut wie nichts,“ erwiderte Pagomas. „Ich tappe noch mit meinen Händen im Finstern, ich meine aber, daß ich das berührt habe, was ich schon lange suche. Wir werden eines Tages darauf zurückkommen. Vielleicht wird auch Ihnen eine Revanche für Ihre ausgestandenen Schrecken zu Theil werden.“

Während dieser letzten Worte war die Equipage in das Baron Buchenfeld'sche Palais eingefahren.

Sechstes Capitel.

Die Gerüchte über Ebenstein's Ungnade, die sich schon vor seiner Audienz beim Fürsten Kaunitz in den Prager Kreisen festgesetzt hatten, galten jetzt für unumstößliche Thatsache, über welche es nur insofern noch eine Meinungsverschiedenheit gab, als man über die ihr zu Grunde liegenden Ursachen und das Detail des Herganges nicht völlig übereinstimmte. Namen aus der Staatskanzlei selbst, in der Ebenstein offene und heimliche Gegner in Fülle hatte, waren die Gewährsmänner der cursirenden Nachrichten. Ein Zweifel konnte nicht mehr aufkommen, denn wem sollte es eingefallen sein, die Staatskanzlei selbst diesmal für hinter's Licht geführt zu halten und den hinter ihrem Rücken gespielten Schachzug des Kaisers zu vermuthen?

Der Kaiser hatte wahrscheinlich diese Comödie, wie sie in der Welt der Politik nicht selten ist, gespielt, um an den Ernst seiner neuen Politik in den Niederlanden

glauben zu machen. Er hatte scheinbar einen Schritt zurückgethan, um bald darauf wieder zwei Schritte vorwärts zu gehen. Mochte er auch sonst noch Gründe der Staatsklugheit für das versteckte diplomatische Verfahren gehabt haben, genug, er hatte einen der verhaßtesten Agenten seiner Reform-Ideen vorerst desavouirt und geopfert.

Kein Feind konnte Ebenstein's angeblichen Sturz mit mehr Behagen und Genugthuung aufgenommen haben, als gerade Diejenige, deren Herz von Tag zu Tag für ihn mächtiger aufflammte. Die Gräfin Rauenkirch schien unter den schwebenden Umständen die Vernichtung seiner Laufbahn für den einzigen Ausweg zu halten, auf welchem sie in seinen Besitz gelangen konnte. Wenn Ebenstein, dachte sie, in Bezug auf Marcelline tiefere Pläne im Stillen gehegt haben sollte, so mußte jetzt jede weitere Annäherung Beider ein Ende finden und ihnen unter dem Drucke der gegenwärtigen Lage nichts übrig bleiben, als einander vorzurechnen, welches von Beiden dem Andern mehr Verderben gebracht habe. Wie sie Ebenstein's Ehrgeiz zu kennen glaubte, zweifelte sie nicht, daß ihn sein Unglück schließlich in ihre Arme führen werde. Sie glaubte nun allein die Macht zu haben, ihn von seinem Sturze zu erheben und ihm mit dem Besitze ihrer Hand im Nu eine große Stellung zu schaffen, eine Stellung,

welche noch größer als die verlorene und zugleich ohne Wechselfälle wäre.

Eines Tages saßen die zwei Rivalinnen am Clavier — zwei gar ungleiche Rivalinnen, von denen die eine gar nicht ahnte, daß sie von der andern etwas zu befürchten habe.

Die Gräfin hatte sich in den Clavierauszug der „Hochzeit des Figaro" vertieft und führte jetzt einzelne Motive, sie mit einander verknüpfend, in freier Phantasie weiter, als sei sie bemüht, das trauervolle Herz des jungen Mädchens, welches sie mit so viel blendender Arglist und so viel Schein von Freundschaft täuschte, auch mit den Zauberklängen der Musik einzulullen.

Musik ist das Element bewegter Gemüther. Sie holt die Gefühle aus den dunkelsten Tiefen hervor und läßt sie, von ihr beflügelt, über die Erde und über den ganzen Himmel dahinschweifen. Sie redet aber mit denselben Tönen eine ganz verschiedene Sprache, je nachdem ihre süß geheimnißvollen Worte in das Herz eines Glücklichen oder eines Leidenden klingen. Die Klänge, welche Beide zum Himmel tragen, lassen den Einen auf den schönsten Stern nieder und schleudern den Andern gleich wieder herunter. Sie steigern das Lustgefühl des Glücklichen und vertiefen die Qual besorgter Gemüther. Auf dem Ocean der geisterhaften Tonwelt findet der Glück-

liche und Lebensfrohe überall liebliche Buchten und reizende Inseln, aber der Unglückliche sucht dort nur angstvoller und schmerzlicher einen Hafen, um den Fluthen zu entgehen, die über ihn dahinschäumen.

Marcelline, die neben der Gräfin auf einem Tabouret saß, war von der Musik tief aufgeregt worden. Sie fühlte ihr geheimstes Wehe lebendig werden und die Wunden ihres Innersten gleichsam angetastet. Gern hätte sie die Gräfin gebeten, aufzuhören, allein sie wollte die Frau, die die Musik leidenschaftlich liebte, nicht im Genusse stören. Da kam der Zufall in der Gestalt eines kurzen und ungelegenen Besuches zu Hülfe.

Eine hochgeborne alte Matrone war erschienen, um einen der nichtssagenden Besuche abzustatten, welche der gute Ton eingeführt hat, um die Nebenmenschen zu langweilen, auszuforschen und unter Umständen auch zu ärgern.

Das Gespräch gerieth, nachdem die Dame ihr längeres Ausbleiben mit Unwohlsein motivirt hatte und die üblichen Fragen über gegenseitiges Befinden erledigt waren, sogleich auf das Thema vom Theater, und zwar von der Oper. Die erste Vorstellung des „Don Juan" hatte vor zwei Tagen mit großem Erfolge stattgefunden. Wie das immer geschieht, faßten die Frauen mehr die Darsteller als das Werk in's Auge. Bassi, der Darsteller der Hauptfigur, war der damalige Abgott der Prager vornehmen

Damen; man bewunderte seine herrliche Stimme, die tadellose Haltung, das ausdrucksvolle Spiel. Es zeigte sich, daß man seine hohe Gönnerin, die Gräfin Clam, keinen Augenblick unbeobachtet gelassen und die Wärme ihres Applauses gab zu mancher spöttischen Bemerkung Anlaß. Auch Therese Saporiti, welche die Donna Anna, und Therese Bondini, welche die Zerline gegeben, erhielten ihr Lob; schließlich wurde auch des Tondichters gedacht und die Matrone sprach sich dahin aus, daß sich die Oper ihrer Meinung nach noch eine gute Weile auf dem Repertoire halten werde. Nun wurde der schreckliche Leichtsinn gerügt, mit welchem Mozart das Niederschreiben der Ouverture auf den letzten Tag gelassen, was den Werth dieser Composition tief unter alle seine übrigen stelle; davon, daß der Tondichter sein Werk monatelang, bis in's Detail ausgearbeitet, im Kopfe herumgetragen, so daß das schließliche Niederschreiben nur etwas Mechanisches war — davon hatte sie keine Ahnung. Nun kam man darauf zu sprechen, daß zwischen dem ersten und zweiten Act in der burggräflichen Loge Nachrichten von den blutigen Ereignissen eingetroffen, welche am Zweiundzwanzigsten zugleich in Mecheln und in Brüssel stattgefunden. Marcelline wußte es schon. Sie hatte schon oft, seitdem es bekannt geworden, dem Himmel gedankt, daß Ebenstein dem vulcanischen Boden seiner früheren

Thätigkeit entrückt und in Sicherheit sei; jetzt kehrte sich ihr vielsagender Blick wieder zu Adrienne, welche ihn gleich verstand. Der Blick sagte: so unglücklich er auch sein mag, Gott sei Dank, er ist in Sicherheit, er lebt!

Nachdem dies Alles abgehandelt worden war, näherte sich die Dame dem eigentlichen Zwecke ihres Besuchs. Sie begann damit, sich immer dringender zu erkundigen, was doch an den in der Stadt cursirenden Gerüchten über ein Abenteuer Wahres sei, welches die Gräfin in Begleitung des Griechen Pagomas bei der blinden Jungfrau erlebt haben sollte.

Aber die Gräfin, treu dem verabredeten Ableugnungssystem, gestand in diesem Falle, wie in früheren, nichts ein und verwies das ganze Ereigniß, lachend und entschieden leugnend, in's Fabelreich. Als die neugierige Matrone auf diese Art abgefertigt worden war, kehrte Adrienne wieder zu ihrem Clavier zurück.

Im Begriffe, sich niederzusetzen, bemerkte sie, daß Marcelline's Augen, wie im ernstesten Gedankengange, zu Boden starrten.

„Was sind Sie so schrecklich nachdenklich, liebe Marcelline?“ fragte sie.

„Bin ich das?“ rief das Mädchen, überrascht emporblickend.

„Allerdings,“ gab die Gräfin zur Antwort. „Sie

sind es zwar oft, aber in diesem Augenblicke finde ich gar keinen Grund dafür. Die alte Baronesse kann nur einen komischen Eindruck zurückgelassen haben."

„Das ist wahr," versetzte Marcelline. „Ich habe jedoch die Eigenheit der Schwermüthigen angenommen, selbst im Spaßhaften das Ernste zu suchen. Das Heitere geht an mir im Fluge vorüber und nur das, was daran ernst stimmt, setzt sich in mir fest."

„Welche ernste Seite haben Sie denn den Aeußerungen der drolligen Baronin abgewonnen?" fragte die Gräfin lachend. „Ich bin neugierig, das zu hören."

„Nun," hob Marcelline an, „die alte Dame ist gewiß schon der zehnte Besuch dieser Art, welchen Sie in Folge eines Erlebnisses hatten, welches nie stattgefunden und ganz aus der Luft gegriffen ist. Das hat mir unwillkürlich nachzudenken gegeben, welches merkwürdige und räthselhafte Product das Gerücht ist."

„Worüber Sie philosophiren!" warf die Gräfin hin. „Freilich, Sie haben schon die Macht des Gerüchts auf empfindlichere Weise erfahren als ich!"

„Doch sagen Sie selbst," fuhr das Mädchen lebhaft fort, „ist es nicht merkwürdig und einigen Nachdenkens werth, wie es komme, daß sich urplötzlich eine ganze Stadt darauf capricirt, einen bestimmten Menschen zum Helden einer Anekdote zu machen, zu welcher er nicht die

allerleiseste Veranlassung gegeben, und welche sogar seinem ganzen Charakter widerspricht?“

„Das Gerücht plappert eben, was ihm auf die Zunge kommt!“ rief die Gräfin lachend.

„Wer ist das Gerücht?“ erwiderte Marcelline. „Niemand und Alle! Niemand steht dafür ein, doch wagt es Jeder zu erzählen, man zweifelt und glaubt es, man weiß eigentlich nichts und behauptet es doch. Man macht alle denkbaren Zusätze, dennoch steht der Kern der Erfindung unverändert fest. Mit wie viel Abweichungen und Zuthaten haben wir Ihren fabelhaften Besuch bei der ekstatischen Jungfrau schon erzählen gehört. Dennoch stehen gewisse Daten des Hergangs beharrlich fest und es wagt gleichsam keiner der Zeugen, gewisse Einzelheiten zu verändern.“

Die Gräfin sah Marcelline mit prüfenden, doch auch schalkhaften Augen einen Moment fest an, dann sagte sie:

„Und es ist so, Marcelline! Doch erinnern Sie sich nicht mehr, was ich unlängst über denselben Gegenstand bemerkte, als wir die Gerüchte von Ebenstein's Ungnade besprachen?“

„Ich habe nichts vergessen“, versetzte das Mädchen nachsinnend. „Sie haben so viel Bedeutsames gesagt, doch weiß ich im Augenblicke nicht, worauf Sie zielen.“

„Ich habe Folgendes gesagt", sprach die Gräfin, den Mund von Lächeln umspielt und ihre Worte durch langsames Dehnen betonend. „Wenn Gerüchte in einer bestimmten Richtung unverändert anhalten, so liegt ihnen gewöhnlich etwas Wahres zu Grunde."

„Sie glauben?"

„Erinnern Sie sich dieser Worte?"

„Ich erinnere mich ihrer, doch welchen Bezug soll ich ihnen geben? Wie passen sie hieher?"

„Sie passen vortrefflich. Ich war wirklich bei der blinden Jungfrau. Ich war verkleidet und hatte Pagomas zum Begleiter und erlebte wirklich einen kleinen Scandal. Die Hauptsache ist richtig und das Gerücht lügt nicht darin, nur die Motive, die man mir unterlegen will, sind unwahr. Es war nichts als Neugierde, Muthwille, Lust nach Zeitvertreib, die mich in dies Gaukelspiel lockten."

Und nun erzählte sie Marcelline, die unermeßlich erstaunt war, den ganzen Verlauf der Scene mit aller Ausführlichkeit.

„Ich habe Sie hiemit zur Mitwisserin gemacht", schloß Adrienne. „Ich habe nicht nöthig, Ihnen zu sagen, daß Sie von meinem Geständnisse keinen Gebrauch machen dürfen. Mir selbst liegt nichts daran, ich bewahre das Geheimniß nur, weil Pagomas, wie ich

glauben muß, wichtige Gründe hat, unseren Besuch zu leugnen. Und nun wieder an's Clavier! Ich spiele die Sonate, mit welcher Steibelt vor Kurzem bei der Königin Maria Antoinette so viel Furore gemacht —"

Sie war während dieser Worte an's Clavier gehüpft, doch kaum hatte sie sich zurechtgesetzt und die ersten Griffe auf die Tasten gethan, als die Thüre des Gemachs schon wieder aufging.

„Hat man denn heute keine Ruhe?" murmelte die Gräfin sich umwendend, sehr unwillig.

Einer der Bedienten war eingetreten und meldete, hart an der Thüre stehen bleibend, mit den allerunterthänigsten Manieren, daß Herr Dronke, Chef des Handlungshauses gleichen Namens bitte, Fräulein Marcelline sprechen zu dürfen.

„Herr Dronke!" rief Marcelline vor Ueberraschung in die Höhe zuckend.

„Herr Dronke", bestätigte der Diener. „Ich glaube den Namen ganz richtig gehört und wiedergegeben zu haben."

„Wo ist er?" fragte Marcelline, ein paar Schritte gegen den Bedienten zugehend.

„Er wartet im Salon. Ich habe ihn dort eintreten lassen."

Der Diener ging zur Thüre hinaus.

„Mein Gott", rief Marcelline nachdenklich, wie Jemand, der Etwas mit seinen Gedanken in Einklang zu bringen sucht. „Herr Dronke lebt — existirt wirklich und ist kein vorgeschützter leerer Name? Das hätte ich nie geglaubt —"

„Wer soll denn das sein?" fragte die Gräfin mit größter Neugier.

„Sie erinnern sich doch," versetzte Marcelline hastig, „der einzelnen Bruchstücke meiner Lebensgeschichte, die ich Ihnen gelegentlich erzählt habe. Ich sage Bruchstücke, doch es ist fast Alles, was ich selbst davon weiß. So in Dunkel gehüllt bin ich vor mir selber. Herr Dronke, der mich jetzt zu sprechen kommt, ist der Kaufmann, von welchem meine Pflegemutter, Frau Walch, die Geldsendungen zu empfangen vorgab, welche für mich bis zum Eintritte in's Kloster von Doxan von Zeit zu Zeit einliefen —"

„Ich entsinne mich ganz genau."

„Ich hielt Alles für Vorspiegelung und vermuthete ganz andere Bezugsquellen. Da sehe ich aber, daß ich darüber überklug dachte und Frau Walch in diesem Punkte Unrecht gethan habe. Aber die tausend Lügen, auf welchen ich sie sonst ertappte, müssen mein Mißtrauen entschuldigen —"

„Nun aber gehen Sie!" rief die Gräfin. „Lassen Sie den Mann nicht warten. Ich bin selbst gespannt zu

hören, was er zu sagen hat. Wer weiß, welche trostreichen Mittheilungen und welche nützlichen Enthüllungen Ihnen überbracht werden."

„Ich bin sehr bewegt," sagte Marcelline und eilte zum Gemache hinaus.

Sie war an eine kleine Thüre gekommen, welche in den Salon führte und der großen gegenüberstand, durch welche Besuche eingelassen wurden. Sie hatte rasch geöffnet und ein paar Schritte vorwärts gethan, als sie beim Anblick des Mannes, der ihrer Ankunft auf der entgegengesetzten Seite des Saales harrte, voll Schrecken zurückprallte.

„Sie sind es nicht!" rief sie zurückspringend und mit einer Hand das Schloß der Thüre fassend, wie um jederzeit schnell entfliehen zu können. „Sie sind es nicht! Wie können Sie sich erdreisten, sich unter einem falschen Namen in diesen Räumen einzuschleichen?"

Der Mann ließ sich durch die zornige Anrede in der Fortsetzung der devotesten Complimente nicht unterbrechen. Er hatte deren seit Marcelline's Eintreten eines nach dem andern gemacht, ohne sich vom Platze zu rühren oder einen Schritt vorwärts zu thun, wie wenn er wohl wisse, daß er damit das Mädchen verscheuchen würde.

„Was können Sie bei mir wollen?" rief Marcelline gleich wieder. „Und was soll die Comödie, sich bei mir

unter einem anderen Namen einzuführen, da sie ja gleich ein Ende nehmen muß? Ich habe Sie zu oft gesehen und kenne Sie zu gut. Das sollten Sie wissen! Sie sind Doctor Kosteletzky!"

Er war es, der ehemalige Klosterarzt von Doxan, ein Greis, noch ungebeugt und rüstig. Der vollkommen dunkle Anzug von schwarzem Sammet gab ihm ein feierliches Aussehen und ließ die welke Bläße des Gesichts, das nicht unschön und voll Ausdruck war, mit dem schneeigen Weiß der Perrücke noch greller erscheinen. Ein nervöses Zwinkern der Augen und ein beständiges Zucken der Mundwinkel waren ihm eigen, so daß auf seiner Physiognomie ein frostiger Ernst unaufhörlich wie mit höhnischen Grimassen wechselte, welche sogar den Eindruck des Teuflischen hervorbrachten.

Die Antipathie, die dieses Aeußere einflößte, bekam aber noch einen Zuwachs, ja eine wahrhafte Steigerung durch den Leumund, den dieser Mann hatte. Auf dem hochwichtigen Vertrauensposten als Arzt in einem Frauenkloster, den er vierzig Jahre lang innegehabt, war ihm reichlich Gelegenheit geboten worden, in die tiefsten Geheimnisse einzudringen, und man raunte sich allerhand dunkle und mysteriöse Geschichten von ihm in die Ohren, welche außer der Antipathie auch noch das Grauen gegen ihn wachriefen.

„Mein geehrtes Fräulein,“ sprach Doctor Kosteletzky, unerschrocken, mit höflicher Geschmeidigkeit, „Sie sind mir böse, weil ich mich eines fremden Namens bedient habe, um mich bei Ihnen einzuführen, aber da sehen Sie selbst, wie nothwendig es war, um bei Ihnen vorgelassen zu werden! Verzeihen Sie eine unschuldige List und hören Sie die Botschaft, die ich Ihnen zu überbringen habe, ruhig und vertrauensvoll zu Ende. Mein Zweck ist gut und nichts weiter falsch an mir, als der vorhin angenommene Name.“

„Von der Seite, von welcher Sie abgeschickt worden sind,“ erwiderte Marcelline in demselben Tone wie früher, „kann nichts Gutes an mich kommen und ich gestehe Ihnen offen, daß ich Ihre Enthüllungen fürchte.“

„Sie fürchten, wie mir scheint,“ sprach Doctor Kosteletzky mit dem ihm eigenen grinsenden Lachen, „auch meine Person — einen hinfälligen Greis, der am Rande des Grabes steht — denn sonst begreife ich nicht, warum Sie in so großer Entfernung von mir stehen bleiben und die Thüre so ängstlich festhalten ..... Mein Gott, mein Gott, welche kindische Furcht! Es ist hellichter Tag, das Haus ist von einem Schock Bedienten umlagert und ich müßte, wenn ich gekommen wäre, Sie zu rauben, mit Ihnen geradezu durch die Lüfte davonfahren! Werfen Sie ungerechtfertigte Vorurtheile bei Seite und treten Sie

näher, um meine Mittheilungen entgegenzunehmen, die nur zu Ihrem wahren Besten ausgehen, wenn Sie nicht die wohlmeinenden Absichten vorsätzlich und mit blinder Voreingenommenheit mißkennen und zurückstoßen wollen."

„Ich kann nicht zur Ruhe kommen, ehe ich Sie gehört habe," sagte das Mädchen vor sich hin, war aber dabei doch ein paar Schritte dem unheimlichen Abgesandten näher getreten.

„Ich komme von der Frau Aebtissin gesendet," sprach Doctor Kosteletzky, gleichfalls näher tretend und seine Eröffnungen beginnend. „Dieser frommen und beinahe heiligen Frau muß der Ruhm des Klosters von Doxan selbst nach dessen Aufhebung noch immer angelegentlichst am Herzen liegen, gleichwie sich ihre mütterliche Sorgfalt auf alle ehemaligen Mitglieder des Stiftes noch immer gleichmäßig erstreckt, selbst auf Diejenigen, welche ihr großmüthiges und edles Herz verkannt haben. Auch Sie gehören zu diesen —"

„Ich will keine Wohlthaten von dieser Seite!" rief Marcelline, ihn plötzlich unterbrechend, mit Energie. „Das könnten nur neue Ketten sein. Wohlthaten verschmähe ich, und Befehle habe ich von dorther nicht mehr zu befolgen. Das Kloster ist aufgehoben, ich bin frei, vollkommen frei und stehe unter dem Schutze der Staatsgesetze — für mich giebt es keine Aebtissin mehr —"

„Sie sind frei," versetzte der Klosterarzt; „ich komme nicht, Ihnen diese Freiheit streitig zu machen. Sie sind frei — aber — das Priesterkleid und die Kutte sind verhängnißvolle Kleider! Wer sie einmal angelegt hat, kann sie nicht mehr so leicht ausziehen, wie man gewöhnliche Kleidungsstücke wechselt. Große Pflichten und schwere Folgen hängen daran, Folgen, die auch mit Gewalt sich nicht abschütteln lassen. So sind Sie zwar gesetzlich frei, aber nicht moralisch quitt, und ich bin heute gekommen, Ihnen die Grundlagen zu bezeichnen, auf welchen ein Ausgleich möglich ist, der zu einem dauerhaften und ununterbrochenen Frieden führen soll —"

„Ich lasse mich auf nichts ein," rief Marcelline exaltirt, in Folge erwachter Erinnerungen an ihre Klostererfahrungen von einer phantastischen Furcht befallen. „Ich kenne keine Verantwortlichkeit — die Kirche hat keine Macht mehr über mich — ich fürchte nur neue Schlingen —"

„Ich hätte Sie für klüger gehalten," versetzte Doctor Kosteletzky. „Sie sind heute durch die Kraft der Gesetze nicht freier, als Sie es bei dem Austritt aus dem Kloster waren. Und doch liegt zwischen heute und damals Ihre Reise nach den österreichischen Niederlanden .... Haben Sie das vergessen? Und da sagen Sie noch immer, daß die Kirche keine Macht mehr über Sie habe? Wissen Sie,

was zwischen heute und morgen wieder liegen und sich ereignen kann?"

Marcelline fuhr entsetzt zurück.

„Das sind Verfolgungen!" rief sie. „Schändliche, schreckliche, unerhörte Verfolgungen! Mein Gott, was habe ich denn gethan, welche Wichtigkeit hat ein armes Mädchen wie ich, um das Opfer eines so grimmigen Hasses zu werden?"

„Sie nennen es Verfolgungen," versetzte der Klosterarzt; „wir nennen es Zwang und eine traurige Nothwendigkeit, Jemanden zur Erfüllung seiner Verpflichtungen anzuhalten. Sie nennen auch Ihre sattsam bewiesene rasche Bereitwilligkeit, ein Entlastungszeugniß für den schändlichen Ebenstein abzulegen, eine That der Menschenfreundlichkeit und der Gerechtigkeitsliebe — aber das Kloster nennt ein solches Verfahren Gehässigkeit und Feindseligkeit. Streiten wir nicht um Worte. Das steht fest, daß auch die Verfolgung eine Macht ist, mit der gerechnet werden muß. Sollen die Verfolgungen aufhören und wollen Sie ein ruhiges und friedliches Leben führen, so müssen Sie Ihre Handlungen danach einrichten und niemals im Leben die Rücksichten auf das Ordenskleid aus den Augen verlieren, welches Sie eine Zeitlang getragen haben. Worin diese bestehen, habe ich den Auf-

trag, Ihnen zu erklären und Ihnen die Beobachtung derselben gebieterisch einzuschärfen.“

„Was will man von mir?“ rief Marcelline, aus der trügerischen Sicherheit, in welcher sie eingelullt gewesen, erwacht, den schwankenden Boden ihrer Existenz unter sich fühlend, ganz eingeschüchtert und geängstigt. „Ich will ja nichts, als in Frieden leben — dafür bin ich zu jedem Opfer und jeder Entbehrung bereit. Laßt mich nur verborgen und in Frieden leben — habt doch so viel Erbarmen!“

„Man will Ihnen kein Opfer, keine Entbehrungen auferlegen,“ erwiderte Doctor Kosteletzky. „Es war auch nicht Bosheit, Rache und Freude an Verfolgung, wodurch mancherlei Leid über Sie gekommen ist. Man wollte sich nur vor Ihren Fehlgriffen schützen und jene Ruhe haben, die Sie sich selbst wünschen. So steht es noch jetzt, mein liebes Kind. Wenn Sie die Hand zur Verständigung bieten und den Rathschlägen folgen, die ich Ihnen zu überbringen habe, so wird Ihnen von kirchlicher Seite nichts im Wege stehen, das Leben und Ihre Freiheit beliebig zu genießen. Wenn Sie jedoch Trotz bieten, dann fürchte ich selbst, daß Sie Ihr Unglück muthwillig herbeiziehen.“

„Was soll ich thun?“ rief Marcelline in rathloser

Bestürzung. „Ich will Niemandem auch nur unbewußt Schaden bringen, habe es auch nie gewollt."

„Vor Allem," sprach Doctor Kosteletzky in kategorischem Tone, „müssen Sie dieses Haus auf das Schleunigste verlassen."

„Warum soll ich die einzige Stätte verlassen," erwiderte Marcelline, „die mir im jetzigen Augenblick Unterkunft bieten kann?"

„Es muß sein," versetzte der Klosterarzt. „Fordern Sie keine Gründe, die ich nicht geben darf."

„Das wäre endlich nicht das Schwerste," sagte das Mädchen. „Aber das sind noch nicht alle Bedingungen ..."

„Fast alle," versetzte der Alte. „Sie sehen, wie Unrecht Sie haben, sich über Härte zu beklagen!"

„Nun, so will ich dies Haus verlassen," sprach Marcelline entschlossen, „wiewohl ich noch nicht weiß, wo ich mich hinwende —"

„Es steht Ihnen frei, hinzugehen, wohin es Ihnen beliebt," sagte der Doctor. „Wählen Sie, welchen Aufenthaltsort Sie wollen — nur Prag darf es nicht sein."

„Prag verlassen!" rief das Mädchen frappirt. „Das verschärft und erweitert den ursprünglichen Inhalt der Bedingungen. Mein Gott, wem kann so viel daran liegen, wo ich bin, und wem kann ich im Wege stehen?"

„Es ist unerläßlich," gab der Klosterarzt frostig zur

Antwort. „Daran ist gar nicht zu rütteln. Verwickelte Verhältnisse von weittragender Bedeutung, die Sie in Ihrer jugendlichen Unerfahrenheit weder ahnen, noch verstehen können, machen Ihre sofortige Entfernung aus Prag zur Nothwendigkeit. Wiewohl diese Verhältnisse in gar keinem Bezuge zu Ihrer Person stehen, dürften sich bald Menschen finden, von welchen Sie in ihren Kreis gezogen und als Werkzeug ihrer Intriguen benützt werden könnten. Wollen Sie Ihrem Verderben ausweichen, so müssen Sie Prag auf der Stelle verlassen —"

Wie kann ein alleinstehendes Wesen wie ich in die fremde große Welt?" rief das Mädchen, die Hände zusammenschlagend. „Wie kann ich reisen — mittellos und arm?"

„Dafür ist im voraus gesorgt," sprach Doctor Kosteletzky, den Ton des Befehlshabers zu wohlwollender Güte herabstimmend. „Es hängt nur von Ihnen ab, das Reisegeld in Empfang zu nehmen, das für Sie in Bereitschaft liegt."

„Nein, nie nehme ich es an!" rief Marcelline mit Entschiedenheit. „Ich will, wenn es sein muß, Prag verlassen, aber ich will nichts annehmen, mir keine neue Kette schaffen, die mich eines Tages erwürgt. Nein, ich will nichts, gar nichts! So viele verlassene Waisen kommen auf Gottes lieber Erde mit ihrer Hände Arbeit fort

— auch ich will mich selbst durchbringen. Ich zittere vor solchen Anerbietungen! Sie erwecken mein ganzes Mißtrauen und meine ganze Furcht."

„Wie kindisch Sie sind! Wie unverbesserlich kindisch!" lächelte der Greis. „Es ist aber auch eine häßliche Sorte Undank, die gute Absicht Anderer mit verstocktem Sinn zu verkennen, dessen Sie sich schuldig machen. Nun gut, Wenn Sie den Anbot zurückweisen, so werden Sie vielleicht geneigt sein, ihn anzunehmen, wenn ich Ihnen sage, daß das Geschenk eigentlich eine Ehrenschuld, also immerhin eine Schuld ist, welche man an Sie abtragen will."

„Wer wäre mir etwas schuldig?" fragte Marcelline mit Verwunderung.

„Sie werden es gleich hören," gab Doctor Kosteletzky zur Antwort. „Sie sind also geneigt, Prag schleunigst zu verlassen?"

„Wenn ich muß — wenn ich muß —" sagte das Mädchen betrübt vor sich hin.

„Zu dem Zwecke," fuhr der Klosterarzt fort, „habe ich Ihnen zwei Ihnen nothwendige Urkunden mitgebracht —" er zog zwei Bogen Papier aus seiner Brieftasche hervor. „Dieses hier ist Ihr Taufschein und dieses Ihr Heimathschein."

Marcelline griff nach den beiden Urkunden, die er ihr gereicht hatte, mit außerordentlicher Neugier.

Nachdem sie hineingeblickt und dieselben eine gute Weile betrachtet hatte, sagte sie:

„Hätte auch darin Frau Walch nicht gelogen? Doch, ich will sagen: hätte sie die Wahrheit gewußt? In Ginowitz bei Karlstein bin ich getauft worden, wie ich daraus ersehe — bin ich aber auch dort zur Welt gekommen?“

„Sie fragen zu viel,“ sprach Doctor Kosteletzky. „Ihre Abkunft ist nicht deshalb in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt, weil Ihnen, wie Sie immer zu glauben scheinen, böse Menschen ein Geheimniß daraus gemacht haben. Dieses Dunkel ist vielmehr der nothwendige Schleier, die Ehre einer Familie zu bedecken und zu schützen, welche durch Ihre Geburt in Trauer und Unglück gestürzt warde.“

„Ist meine Mutter wirklich todt?“ fragte Marcelline.

„Ihre Mutter,“ war die Antwort, „und Ihr Vater. Jene an dem Tage, da Sie das Licht der Welt erblickten, dieser schon vor Ihrer Geburt.“

„So soll ich,“ rief das Mädchen mit einem schweren Seufzer, „niemals erfahren, wer die Unglückliche gewesen, die mich geboren, um wenigstens an ihrem Grabe zu beten? O schreckliches Geschick!“

„Die wenigen Angaben, die über Ihren Ursprung existiren," sprach der alte Doctor, „werden Sie von Frau Walch vernommen haben. Alles Uebrige ist und bleibt der Kenntniß der Menschen für immer entrückt. Haben die vielen Jahre, die darüber hinweggegangen sind, nichts gelüftet, so bewirken sie das Gegentheil und vernichten die letzten Spuren, an welchen sich noch die Nachfrage halten kann. Ihr Vater war ein preußischer Offizier, Herr von Retzow hat er geheißen —"

„O, erzählen Sie!" rief Marcelline mit höchstem Interesse auflauschend, theils um die Aussagen der Frau Walch über diesen Punkt zu controliren, theils um vielleicht etwas Neues zu hören.

„Damit werde ich bald fertig sein," sprach der Doctor Kosteletzky. „Ob Ihr Vater wirklich so geheißen, ist eigentlich zweifelhaft, nur der Umstand, daß Sie nach diesem Namen gerade getauft sind, läßt es vermuthen. Bei der Belagerung von Prag schwer verwundet, soll der junge Offizier auf einem Gutshofe aufgenommen worden sein. Eine edle und fromm denkende Familie unterzog sich ein Jahr lang den Beschwerlichkeiten ärztlicher Pflege, freiwillig, aus reiner Nächstenliebe, ohne an dem Andersgläubigen, der Protestant war, Anstoß zu nehmen. Wie aber lohnte der junge Mann das an ihm gethane Christenwerk? Mit Unglück und Schande. Schön und statt-

lich, hatte er bei fortschreitender Besserung mit einer der Töchter des Hauses ein heimliches Liebesverhältniß angeknüpft, und als die Unschuld des Mädchens gemordet war und die Folgen des Fehltritts unerbittlich wirkten, raffte ihn ein Nervenfieber, von dem er plötzlich befallen worden war, hin. Unbeschreiblich war das Unheil, das er im Hause angerichtet. Das Mädchen starb irgendwo, von den Ihrigen verstoßen, im Kindbett und das Kind wäre unfehlbar verkommen, wenn sich die Schwester der Mutter nicht seiner im Verborgenen angenommen hätte. Bald darauf trat diese edle Schwester, die sich das Unglück ihres Hauses so zu Herzen genommen, daß sie fortan alle ihre Lebensfreuden geknickt fühlte, in das Kloster von Doxan. Damit aber hatte ihre heimliche Fürsorge für das verlassene Kind nicht aufgehört, sondern eigentlich erst angefangen. Sie war es, die das arme Mädchen, das von Hand zu Hand irrte, der festen und sicheren Obhut der Frau Walch übergeben hatte, da ihm die wahre Mutter nicht wieder zu ersetzen war."

Ergriffen stand Marcelline da, ihre großen schönen Augen spiegelten die Rührung, die sich ihrer langsam bemächtigte, mit feuchtem Glanze ab.

Doctor Kosteletzky fuhr fort:

„Sie war es, die edle Schwester, die dem heranwachsenden Mädchen Unterricht und Erziehung geben ließ,

ihre Hand war die Quelle, aus welcher die regelmäßigen Geldunterstützungen unter dem Namen eines Kaufmanns Dronke flossen. Das Kind war acht Jahre alt, als sie plötzlich starb, aber ihre Fürsorge für das verwaiste Wesen war mit ihr nicht gestorben. Auf dem Sterbebette bat sie die Frau Aebtissin, deren Liebling sie ihrer Tugenden wegen gewesen war, weiter für das Kind zu sorgen, indem sie zugleich den Wunsch aussprach, daß es seinerzeit in's Kloster eintrete, um vor allen Verirrungen und Nöthen des Lebens für immer gesichert zu sein. Die Frau Aebtissin nahm das unterbrochene Werk der Hingeschiedenen mit Eifer auf, ohne daß Sie durch den eingetretenen Wechsel die geringste Abnahme der Fürsorge empfunden und gemerkt hätten, und führte es so lange fort, bis es ihr durch die Macht jener unüberwindlichen Ereignisse, die Sie kennen, aus den Händen gerissen wurde. Aber auch da hat sie, von Verkennung und Undank unbeirrt, den ihr empfohlenen Schützling noch nicht ganz aus den Augen gelassen, wie die Aufträge, die ich an Sie habe, bezeugen, und nach diesen Eröffnungen dürfte Ihnen hoffentlich meine Sendung in einem besseren Lichte erscheinen!"

„Das habe ich — ungefähr — Alles gewußt —" sagte Marcelline, von Thränen im Reden unterbrochen. „Wenigstens der Hauptsache nach gewußt! Doch in diesem

Zusammenhange, in dieser Beleuchtung sieht es doch ganz anders aus! Wenn ich Jemandem Unrecht gethan und mich an Jemandem versündigt habe, so verschuldet es meine Stellung im Leben, in welcher ich nicht weiß, wer mein Freund und wer mein Feind ist. O, ich bin nicht undankbar! Ich habe jeden guten Blick, den man mir geschenkt hat, und jedes gut gemeinte Wort, das man zu mir gesprochen, zu schätzen gewußt. O, könnte ich nur den Namen meiner Mutter erfahren! Ich sollte ihn wissen dürfen, gewiß, ich sollte es! Es wäre eine Pflicht, eine heilige Pflicht ihn mir zu nennen, wie es meine Pflicht ist, ihn in dankbarem Herzen zu bewahren. Sie, Herr Doctor, werden ihn wahrscheinlich kennen —"

„Ich kenne ihn nicht," versetzte der Doctor. „Ich selbst bin erst unlängst über die ganze Sache unterrichtet worden. Ich habe die Umrisse Ihrer Lebensgeschichte erst jetzt, ehe ich zu Ihnen kam, erfahren. Ich weiß nicht mehr und nicht weniger, als ich Ihnen da erzählt habe."

„Würde die Frau Aebtissin —" begann das Mädchen, allein der Klosterarzt schnitt ihr sogleich das Wort ab.

„Die Aebtissin verräth den Namen nicht," sprach er. „Der käme so wenig über ihre Lippen, wie eine Gotteslästerung. Heilige Rücksichten der Ehre haben das Dunkel geschaffen, in welches Ihre Abstammung gehüllt ist, und

es hätte beinahe keinen Sinn mehr, Ihnen dasselbe mehr aufzuhellen. Nun begreifen Sie aber auch, warum ich die Unterstützungen, die Ihnen die Frau Aebtissin noch immer gewähren will und Ihnen durch mich anbietet, eine Ehrenschuld genannt habe, die man an Sie abträgt. Nun werden Sie, wenn ich Ihre Mienen und Ihre Thränen recht verstanden habe, die großmüthige Hand gewiß nicht zurückweisen, welche eigentlich nur das Vermächtniß eines auch Ihnen theuren und nahestehenden Wesens vollstreckt!"

Marcelline's weiche Stimmung hatte plötzlich einer erwachenden Energie Platz gemacht. Sie griff an die Stirne, wie Jemand der rasch einen Entschluß fassen soll, und sprach:

„Ich nehme nichts. Nein, nein, ich habe nichts nöthig — ich brauche nichts! Ich werde Prag verlassen — ich werde schon durchkommen!"

„Ihr Mißtrauen", sprach der Doctor mit grinsendem Lachen, „das ich verscheucht zu haben glaubte, streckt, wie mir scheint, den Kopf schon wieder hervor. Weisen Sie einen nützlichen und uneigennützigen Antrag nicht so schroff und unbedacht zurück."

„Ich handle bedacht", gab Marcelline mit Entschiedenheit zur Antwort. „Ich beherzige Ihre Rathschläge wie Befehle, aber jede Geldhülfe weise ich zurück."

„Wie Sie wollen, wie Sie wollen!“ sprach der Klosterarzt. „Das ist Nebensache bei dem Auftrage, den ich an Sie hatte. Reisen Sie also unter Gottes gnädigem Schutze und vergessen Sie bei keinem Vorkommniß Ihres Lebens, daß Sie einmal ein heiliges Kleid getragen haben.“

Das Mädchen reichte ihm zum Zeichen einer gewissen Reue, ihn anfangs gekränkt zu haben, mit gesenktem und abgewendetem Kopfe schweigend die Hand.

„Man meint es gut mit Ihnen!“ sagte Doctor Kosteletzky, ihre Hand einen Moment festhaltend. „Doch noch Eines, theures Kind“ — er legte den Zeigefinger auf die Lippen — „noch Eines: Was wir da gesprochen, bleibt tiefes und ewiges Geheimniß! Sie verlassen Prag freiwillig und nicht gezwungen. Sogar meinen Namen dürfen Sie nicht nennen. Für Alle, die Sie etwa nach Ihrem heutigen Besuche fragen, bin ich der Kaufmann Dronke — für Niemanden Kosteletzky, als nur für Sie!“

„Ich werde schweigen“, gab Marcelline unter düsterem Brüten mit fester Stimme zur Antwort.

Mit schmunzelnden Grimassen, welche die Zufriedenheit mit dem erreichten Zweck der Mission ausdrückten, verließ der seltsame Greis den Salon.

Siebentes Capitel.

Im Hause des Grafen Radlitz hatte sich nach Außen hin scheinbar nichts verändert. Der Graf führte sein gewohntes Einsiedlerleben gleichmäßig fort. Im Innern aber war eine bedeutsame Veränderung vorgegangen, seitdem der Grieche Pagomas dort eingezogen und der beständige Gesellschafter des Grafen geworden war.

Die finsteren Schatten, die auf dem kranken Gemüthe des schuldbeladenen Mannes lagen, hatten sich etwas gelichtet, es brach sich wenigstens zeitweise durch die Gewitterwolken seiner düsteren umnachteten Seele ein heller Hoffnungsstrahl die Bahn. Vorher von seinen Gedanken umhergetrieben und wie auf der Flucht, fand er jetzt in seiner Stimmung doch dann und wann Ruhepunkte, in welchen er die schwere Gewissenslast von sich ablud, gleichsam Athem schöpfen und sich den Schweiß trocknen konnte, den kalten, bang ausgepreßten Schweiß der Sorge. Diese an sich kleine Besseruug war in

Anbetracht der Umstände groß zu nennen und berechtigte zu der Erwartung, daß sie sich durch fortgesetzten Beistand seines Seelenarztes noch steigern lassen werde.

Wenn auch die Heilwirkungen der Gunst der Situation entsprungen waren, welche die ihm von den Geistlichen auferlegten Fesseln gelockert hatte, so war es doch eigentlich nur Pagomas, welcher die glücklichen Umstände für den Grafen ausgebeutet und nutzbar gemacht hatte. Er selbst hätte sich in seiner Entschlußlosigkeit und der Verzagtheit, die den Schwermüthigen eigen, nie zu dem nachhaltigen Widerstande aufzuraffen vermocht, welcher erforderlich war, um seine zähe Gegenpartei aus dem Felde zu schlagen.

Seit dem erschütternden Schuldbekenntnisse, das der Graf in jener Nacht auf dem Schlosse Welobran abgelegt hatte, war der Grieche sein Gewissensrath geblieben. Auch das war ein sehr glückliches Ungefähr, das dem Grafen zu Statten gekommen, daß er einen Mann wie Pagomas gefunden, dessen verschlagener Geist und verwegener Muth dem Feinde gewachsen waren, mit dem man es zu thun hatte. Natürlich wäre der rein psychologische Einfluß von Trost und Zuspruch ungenügend gewesen, um dem Grafen Linderung seiner Leiden zu verschaffen. Das Uebel, an welchem der Kranke litt, wäre der Kunst eines bloßen Seelenarztes nicht gewichen, sondern hätte desselben nur

gespottet. Diese Lage forderte Thaten und die wohldurchdachte Taktik zusammengreifender Handlungen, damit der furchtbare Bann sich löse, unter welchem der Graf Tag und Nacht seufzte.

Seine Schuld war groß, selbst dann, wenn sie sich als die blinde That eines rasenden Moments darstellte — vielleicht der Eifersucht, vielleicht der Rache. Wie dem auch sei, nichts war ungeschehen zu machen. Die Schuld war groß, doch groß auch die Buße, der sich der Unglückliche zwanzig Jahre lang unterzogen hatte. Zwanzig Jahre! Es war ein hinreichender Zeitraum, um nach irdischem Urtheil das schwerste Verbrechen zu büßen. Sein Gewissen war zwar in diesem Leben nicht wieder frei zu machen und der moralischen Selbstbestrafung nicht Einhalt zu thun, aber es war Zeit, daß der auswärtige Zwang aufhöre, die Drohungen ein Ende nehmen und ihm die Zeugen und Zuchtmeister seiner Schuld endlich vom Halse geschafft würden, welche so lange mit dem vergossenen Blute Schacher getrieben hatten.

Die Contribution, welche der Graf als Preis der Geheimhaltung seiner Schuld dem Kloster von Doxan zu zahlen sich verpflichtet hatte, war enorm und der sprichwörtlich gewordenen Habgier der Kirche würdig. Man hatte dieselbe nicht allein nach der Größe seiner Sünde, sondern auch seiner Mittel bemessen.

Sie zerfiel in drei Theile.

Der erste trat in der Form einer letztwilligen Verfügung auf, welche seine Gemahlin, die Gräfin Radlitz, angeblich vor ihrem Hinscheiden dictirt haben sollte. Dieselbe enthielt alle möglichen Legate zu frommen und durchwegs dem Kloster von Doxan zu Gute kommenden Zwecken.

Die zweite Erpressung bestand in einer dem Grafen abgedrungenen Schenkungsurkunde, kraft welcher er gebunden war, alljährlich bis an sein Lebensende eine sehr hohe Summe zu zahlen.

Die dritte Geldstipulation sollte mit dem Erlöschen des zweiten Artikels, also nach dem Tode des Grafen, in Wirksamkeit treten und die bei seinen Lebzeiten bezogene Jahresrente auf dem Wege der Erbschaft in ein entsprechendes Capital verwandeln. Ein in diesem Sinne abgefaßtes Testament war zu diesem Behufe seiner Zeit in die Hände des Gerichts niedergelegt worden.

Da ereignete sich nach vielen, vielen Jahren tributpflichtiger Abhängigkeit das Unerwartete, das auf die beiderseitige Stellung der Paciscenten den wichtigsten Einfluß ausüben mußte. Das Kloster zu Doxan war aufgehoben worden und alle zu seinem Besitzstande gehörigen Rechte und Bezüge waren dem kaiserlichen Religionsfonds anheimgefallen. Somit war Graf Radlitz

der Zahlung seiner Jahresrente enthoben. Das Kloster existirte eben nicht mehr, wie denn auch demselben die in seinem Testamente zugesicherten Vortheile nicht mehr zu Statten kommen konnten.

Jedoch die juridische Ansicht über die Giltigkeit oder Ungiltigkeit dieser Verträge war hier nicht allein die maßgebende. Das Kloster war aufgehoben, aber die Mitwisser des verbrecherischen Geheimnisses waren noch alle am Leben.

Der Zwang und die Nothwendigkeit, die diese Verfügungen und Verträge einst geschaffen hatten, bestanden also noch fort und dem Grafen mußte noch immer heute wie früher an der Geheimhaltung seiner Schuld Alles gelegen sein. Er schlief noch immer auf einem Roste, während ein Richtschwert an einem Faden über seinem Haupte hing. Es kam darauf an, wer den Faden durchschneide. Er konnte noch immerfort auf's Neue gezwungen werden, die inzwischen legal ungiltig gewordenen Verträge in eine neue Form zu gießen und dem Lohne des Schweigens ein den veränderten Umständen angemessenes rechtskräftiges Instrument auszufertigen.

Das ganze Ereigniß der Aufhebung des Klosters Doxan hätte also dem Grafen nichts genützt, wenn es nicht von einem Incidenzfall begleitet gewesen wäre, wel-

cher nach den verschiedensten Seiten hin die wichtigsten Folgen hinterlassen hatte.

Es war der Diebstahl, der von dem Wirthe Kappka und dessen Knechte Wazlaw an jenen zwei Stücken des heimlich fortgeschafften Klostergutes begangen worden war. Die beiden Diebe hatten zufällig nach einem der Stücke gegriffen, welches für sie gar keinen Werth haben konnte, aber für das Kloster gerade das kostbarste Stück der ganzen Ladung sein mußte. Dieses Umstandes halber hatte die Geistlichkeit anfangs im guten, wenn auch irrigen Glauben den Verdacht der That auf Ebenstein gewälzt und erst später nur aus Rache und Zorn auf ihm sitzen lassen. Es war die Truhe oder Kiste mit den sogenannten Reliquien und einer beigeschlossenen Cassette, in welcher Urkunden, Briefe, Documente enthalten waren. Als man bald darauf des Irrthums in Bezug auf den Thäter inne geworden war und die Blicke schärfer auf den Wirth Kappka geworfen hatte, war es zu spät. Der mitschuldige Knecht, Wazlaw, hatte inzwischen auf eine räthselhafte und noch immer nicht aufgeklärte Weise sammt dem Corpus delicti in der Waldschlucht an der Eger sein Ende gefunden.

Die über den Tod des Knechtes gepflogene Untersuchung war ohne alles Ergebniß geblieben. Kappka, der ohnehin der Mörder Wazlaw's nicht gewesen war, hatte

ein unanfechtbares Alibi nachgewiesen und es fiel ihm nicht schwer, in dem über alle diese Vorgänge herrschenden Dunkel auch seine Theilnahme an dem begangenen Diebstahl zu leugnen und vor den Augen der Menschen unsichtbar zu machen.

Dem Grafen Radlitz, der allen diesen Vorgängen begreiflicher Weise mit der außerordentlichsten Spannung gefolgt war, mußte, da er zugleich den Doxaner Klostergeheimnissen näher stand, schon das lang anhaltende Geschrei auffallen, welches die Geistlichkeit über die abhanden gekommene Truhe erhoben hatte. Lächerlich zu glauben wäre es gewesen, daß man darüber so viel Spectakel mache, nur aus Gewissenhaftigkeit, damit das kaiserliche Aerar alle Theile der Ladung erhalte. Als aber gleichzeitig die Declaration über den Inhalt der Kiste als Reliquien in einem metallenen Sarge und Documente verschiedener Gattung an den Tag gekommen war, da durchfuhr den Grafen zum ersten Male der Gedanke, ob nicht die heimliche Diebeshand auch an seine Geschicke und Geheimnisse getastet habe. Unter den Urkunden und Correspondenzen, welche das Kloster bei nächtlicher Weile bei Seite zu räumen hatte, gehörten doch vor Allem die seinigen. Sie waren ja alle compromittirender Natur und enthielten von seiner eigenen Hand geschriebene Beweise seiner schrecklichen Schuld.

Hauptsächlich waren es aber die sogenannten „Reliquien", die diese Vermuthung des Grafen fast bis zur Gewißheit gesteigert hatten. Denn von welcher Natur mußten diese sein, wenn das Kloster so verstohlen sie zu retten gewünscht hatte? Wahrlich, der kaiserlichen Commission war es nur um wirkliche Werthsachen und Kostbarkeiten zu thun und es wäre abgeschmackt gewesen, anzunehmen, daß man gefürchtet haben sollte, sie werde sich auch an den Gebeinen der Heiligen vergreifen. Es war somit ziemlich einleuchtend, daß es damit eine ganz besondere Bewandtniß haben müsse.

Diese Ueberzeugung des Grafen, welche sich noch durch die Aufspürung von allerlei feinen, scheinbar geringfügigen und dennoch schwer wiegenden Inzichten immer mehr befestigt hatte, war für ihn anfangs nur von den Gefühlen des Schreckens und Entsetzens begleitet. Er mußte zittern, daß nun von unbekannten Händen das Grab seiner Geheimnisse aufgescharrt und den Augen der ganzen Welt preisgegeben werde.

Erst langsam und nach geraumer Zeit, als der Diebstahl und dessen Früchte in ein unaufhellbares Dunkel gefallen und allen menschlichen Nachforschungen wie für immer entrissen zu sein schienen, legten sich die ersten schweren Besorgnisse und es ging in ihm der Sinn für die Vortheile auf, welche der wahrscheinliche Verlust

aller seiner Schuldbeweise nach sich ziehen mußte. Was ihn früher als eine neue Katastrophe erschreckt hatte, sah sich nun als ein glücklicher Wendepunkt in seinem Märtyrerleben an.

Von solchen Hoffnungen und Zweifeln zerrissen, geängstigt, aufgelöst, oft wie in Labyrinthen herumgeführt, hatte er Pagomas in's Vertrauen gezogen und seine tiefsten Geheimnisse in dessen Hand gegeben, um sich durch diesen Gewißheit über die neue Situation zu verschaffen.

Seit jener Stunde hatte sich Pagomas dem Dienste des Grafen mit allem Eifer geweiht, einem Dienste, der nicht nur seinem abenteuerlustigen und intriguensüchtigen Geiste zusagte, sondern ihm auch einen hohen Lohn einbrachte. Des Grafen Radlitz Secretär zu heißen und dessen Vertrauter zu sein, das war etwas ganz Anderes, als einem Thoren wie Buchfeld mit Verjüngungstränken beizustehen. Der Graf brauchte einen Mann, der ihn anregte, geistig beschäftigte und vom Grübeln ablenkte; dazu war Pagomas wie geschaffen. Wiewohl selbst unbefriedigt und von geheimer Gemüthsunruhe umhergeworfen, war er lebhaft, anregend, unterhaltend. Die reiche Vergangenheit, die hinter ihm lag, lebte in seiner Erinnerung fortwährend auf und dabei war er ein unvergleichlicher Erzähler, der dem gemüthskranken Manne

hinwegzuhelfen wußte über hundert und hundert Stunden, die ohne ihn absolut düsterer und öder gewesen wären. Radlitz pflegte zu sagen, daß Pagomas ihm eine Bibliothek ersetze; er war aber auch eine. Er hatte sich von jeher mit Vorliebe beschäftigt mit den Dichtern und Prosaisten des alten Hellas, aber auch auf allen Feldern modernen Wissens zeigte er die größte Vertrautheit. Wie oft hatte der Graf seinen scharfen Blick auf den verschiedensten Gebieten der Verwaltung, der Oekonomie und des practischen Lebens zu bewundern Gelegenheit gehabt und aus seinem Rathe Vortheil gezogen!

Monate waren vergangen, seitdem Pagomas in jener speciellen Angelegenheit, die den Grafen beschäftigte, forschte und forschte, aber er hatte noch kein Resultat erzielt, das seinen Anstrengungen entsprochen hätte. Es war nicht seine Schuld. Wie sollten ihm so rasch Enthüllungen gelingen, die so vielen Vorgängern unmöglich gewesen, als noch die darauf führenden Spuren frisch und nicht so niedergetreten waren wie jetzt.

Wie aussichtslos öde auch im Moment das Feld der Nachforschung war, der schlaue geriebene Grieche verzweifelte nicht am Erfolge. Er meinte nur Zeit zu brauchen, um glückliche Umstände und Zufälle abzuwarten — eine noch so kleine Handhabe, um durch sie Felsen aus dem Wege zu rücken.

Im Abwarten solcher Umstände legte er aber auch die Hände nicht müßig in den Schoß. Er hatte sich vielmehr nach reiflichem Nachdenken entschlossen, den Geistlichen auf den Zahn zu fühlen, indem er ihnen eine Herausforderung zuwarf, um wenigstens aus Gegenzügen, die darauf erfolgen würden, sich einen Schluß zu bilden, ob sie sich im Besitz der gefürchteten Papiere noch befänden oder nicht.

Nicht ohne Mühe hatte er den Grafen überredet, die nächste Rate der stipulirten und bis dahin pünktlich entrichteten Jahresrente nicht anweisen und abgehen zu lassen, und dieser Versuch hatte einen Erfolg, über welchen Pagomas selbst verwundert war. Es erfolgte keine Mahnung, aber auch nicht das zweite- und das drittemal, als man dasselbe Manöver bei den folgenden Ratenzahlungen wiederholte. Das schien entschieden von günstiger Vorbedeutung.

Von diesen Vorgängen ermuthigt, wurde in allerneuester Zeit noch der letzte Handstreich gewagt, mit welchem auch noch der übrigbleibende Rest der Verpflichtungen abgeschnitten wurde.

Der Graf hatte sein seit Jahren in Gerichtshänden befindliches Testament zurückgenommen und durch die Aufstellung eines neuen umgestürzt, in welchem aller möglichen Anstalten und Personen, nur nicht der Kirche ge-

dacht war. Dieser Akt war mit einer absichtlichen Ostentation vollzogen worden, damit er ruchbar werde und gewissen leer ausgehenden Erben zu Ohren komme.

Seltsamerweise war auch auf diese Herausforderung keine Antwort erfolgt und das noch immer anhaltende Schweigen schien anzudeuten, daß sich die geistlichen Herren nicht mehr im Besitz der gravirenden Correspondenzen befänden. Hätten sie noch Ansprüche geltend zu machen gehabt, sie wären gewiß schneller herbeigeeilt, ihr Geld zu holen.

Natürlich war für den Grafen der Verlust oder die Vernichtung jener Papiere das allein wichtige Moment, nicht der Geldpunkt. Dieser letztere hatte nur das Mittel gebildet, die Gegner zu sondiren. Ohne den Besitz der Papiere mußte die Kette der Abhängigkeit, die schreckliche, so lange getragene Last des Unglücklichen von selbst zerspringen.

Wenn sich Pagomas und der Graf das Schweigen auf ihre kecken und entschiedenen Schritte richtig erklärt hatten, so war viel, sehr viel gewonnen. Der Graf war zunächst aus den gefährlichen Geierkrallen befreit; aber man durfte sich von dem Schein augenblicklicher Sicherheit nicht einschläfern lassen und das weitere Werk der Nachforschungen nicht verabsäumen. Alles Bisherige

waren Vermuthungen und Schlüsse, es fehlte die positive Gewißheit.

Bevor das Schicksal der Kiste und deren Inhalt nicht enthüllt war, blieb die Lage des Grafen eine gefährdete und man konnte weder voraussehen, noch wissen, ob die Papiere nicht in die Hände anderer Feinde übergegangen sein oder noch übergehen könnten. Ueber diesen Punkt konnte es keine getheilte Ansicht geben.

Also weit davon entfernt, die Lösung seiner Aufgabe ferner aus den Augen zu lassen, verdoppelte der Grieche alle seine Anstrengungen und war überzeugt, daß die geistlichen Herren in ihrem Eifer mit ihm Schritt halten würden, den begangenen Diebstahl und seine Folgen an's Licht zu bringen und zu benützen. Nichts war näher gelegen als diese Voraussetzung. Es handelte sich jetzt für beide Parteien darum, wer den Andern an Klugheit überflügeln und mit dem gelungenen Funde aus dem Felde schlagen werde.

Es war um die Mittagsstunde eines rauhen, trüben, regnerischen Spätherbsttages, als Graf Radlitz die enge Wendeltreppe hinaufstieg, die zu einem ganz separirten Tract seines Hauses führte.

Hier wohnte Pagomas; er hatte dies Zimmer eigens ausgewählt mit Rücksicht darauf, daß er hier keinen Nachbar habe, der ihn, oder den er störe. Es war ihm, wie

er sagte, in der Nähe der Stube, in der er schlief, und in jener, in der er sich beschäftigte, die Anwesenheit eines Andern geradezu unleidlich. Beide Zimmer durften nur mit dem Nothwendigsten möblirt werden, und so sah man denn darin außer einigen Büchern und einem Spinett kaum etwas, was nicht zum strengsten Lebensbedürfniß gehörte. Pagomas wollte es so. Der wunderliche Mensch schien nicht nur jede Stellung, sondern auch jeden Besitz als Last anzusehen. Es war denen, die ihn kannten, als habe er das Gelübde gethan, nicht mehr zu besitzen, als er in einem mäßigen Koffer mit sich führen könne; dazu kam, daß er Alles bald weggab, was einem Luxusartikel ähnlich sah und dessen er nicht zu bedürfen glaubte. Nun war er schon seit Jahren in Prag, doch er schien sich noch immer als einen Reisenden zu betrachten, der nur zufällig Rast hält und morgen wieder aufbrechen kann zur Reise in ein fernes Land, um nie mehr gesehen zu werden. Diese Unstätheit eines fahrenden Scholaren war ein Zug seines Wesens.

Als Radlitz eintrat, fand er den Griechen mit dem Ordnen seines Anzuges beschäftigt, wie im Ausgehen begriffen.

„Wohin, wohin?" rief der Graf verdrießlich. „Ich habe Sie ja heute noch gar nicht gesehen."

„Sie müssen entschuldigen," gab Pagomas mit ge-

dankenvoll gefalteter Stirne zur Antwort. „Drang von Geschäften —! Ich hoffe in ein paar Stunden zurückgekehrt zu sein und will Ihnen dann Gesellschaft leisten — meinetwegen, wenn Sie es wünschen, bis Mitternacht."

„Ich bin heute so seltsam aufgeregt," versetzte der Graf, sich auf einen Stuhl werfend, während die unheimliche Unruhe seiner finsteren Blicke seine Worte bestätigte. „Ich weiß nicht, was das ist. Ein Bild nach dem andern steigt vor mir auf — sehen Sie doch, wie meine Fingerspitzen zittern! Wäre ich den ganzen Morgen nicht allein mir überlassen gewesen, so hätte ich mich in gewisse Gedanken nicht so vertieft — Gedanken, welche mich immer wie in einen Abgrund hinunterreißen. Wären Sie nur eine Viertelstunde lang bei mir gewesen! Sie wissen es — jedes Wort, das Sie zu mir sprechen, ist mir so heilsam ..... Ihre bloße Nähe hat über mich eine seltsam beruhigende Gewalt! Können Sie Ihren Gang nicht aufschieben?"

„Unmöglich, bester Graf!" gab Pagomas zur Antwort. „Ich muß auf die Minute eintreffen — oder —"

Er hatte die Worte mit viel Ernst accentuirt.

„Oder? Wer droht? Wer befiehlt?"

„Vielleicht ginge etwas verloren, was auf dem Spiele steht. Mir befiehlt kein Herr, sondern eine Sache."

„Ich merke seit einiger Zeit," sagte der Graf, „daß Sie den Tag über einen Gang nach dem andern thun. Ich habe nichts danach zu fragen — ich will damit nur ausdrücken, wie sehr ich Sie vermisse —"

„Es ist wahr," erwiderte Pagomas, „ich bin viel außer dem Hause. Und das wird noch eine geraume Zeit so fortgehen. Wenn mir aber gelingt, was ich jetzt im Stillen betreibe, so werden Ihnen meine Wege eine dauerhaftere Beruhigung einbringen, als der Zeitvertreib meiner Gesellschaft."

„Wie meinen Sie das?" rief der Graf lebhaft.

„Ich handle für Sie im Stillen."

„Und Sie machen mir ein Geheimniß aus etwas, was mich schon trösten und aufmuntern würde, wenn Sie es mir ankündigten?" rief der Graf mit einer Art Vorwurf.

„Anfangs durfte ich noch nicht reden, um nicht vielleicht leere Hoffnungen zu erwecken und mit Ihrem Vertrauen zu spielen —"

„O, Pagomas," rief der Graf im Tone freudiger Aufregung, „sind Sie auf einer Fährte? Reden Sie! Sagen Sie Alles!"

„Ich kann kein Wort mehr sagen," erwiderte der Grieche. „Ich könnte in diesem Augenblicke zu viel, aber vielleicht auch zu wenig versprechen —"

„Sie reden goldene, mir himmlisch klingende Worte," rief der Graf sich erhebend und von Hoffnung wie durchschauert. „Mein Ohr ist nicht gewohnt, etwas Gutes zu hören. O, wie bin ich schwach!" fügte er, wieder auf den Stuhl zurücksinkend, hinzu. „Eine frohe Botschaft erschüttert mich, wie Andere eine Hiobspost, und ein Freudengefühl wirkt auf mich, wie auf Andere ein Schrecken."

„Geduld und Hoffnung!" sagte Pagomas. „Mit der Sicherheit der Lage wird sich auch die Stärke der Seele einstellen. Ein unbewegliches Unglück zehrt nicht so gefräßig an unserer Kraft, als der Zustand einer Ungewißheit, die uns über einem Abgrund schaukelt. Ich kann Ihnen zur Stunde noch kein Versprechen machen. Sie müssen sich noch mit der Versicherung begnügen, daß ich für Sie thätig bin —"

„Das freut mich!" rief der Graf. „Das zu hören, erquickt mich! Ich hatte heute Nacht einen Traum — einen Traum — — Sie wissen, wie wenig ich auf Träume halte. Ich bin der bangen Schattenbilder, der schwarzen Larven, der Schreckgespenster aller Art gewohnt. Wenn sich das Tausendstel dessen erfüllt hätte, was ich schon geträumt habe, so stünde ich nicht mehr so vor Ihnen da, aber dann wären auch längst alle Sterne vom Himmel gefallen, alle Sonnen erloschen und das Weltall untergegangen. Doch, so oft ich das träume, was ich heute ge-

träumt habe, so oft ich das furchtbare Bild wiedersehe, das mir heute erschienen, bringt immer der darauffolgende Tag wenigstens eine Stunde des Schreckens, den ich im Traume vorempfunden —"

„Ich kann Ihre Träume leicht errathen," warf der Grieche hin und wollte die Sache nicht ernst nehmen, bis sich im Gesichte des Grafen der Ausdruck des Grauens mit immer finstereren Zügen malte.

„Ja," sprach der Graf mit dumpfer Stimme und angstvoll seitwärts blickenden Augen, „sie war es wieder! Sie ist wiedergekommen und es wird nicht zum letzten Male sein! ..... Es ist immer derselbe Traum, ohne die Zuthat eines neuen Zuges, unwandelbar derselbe — wie meine unselige That! Sie kommt nicht im Todtengewande, sie kommt immer in dem Kleide, das sie auf ihrer Hochzeit getragen, ja, in dem blendend weißen, mit Guirlanden von Rosen, Veilchen und Myrthen geschmückten Atlaskleide, das sie auf ihrer Hochzeit getragen —"

„Graf," unterbrach ihn Pagomas, indem er den Leidenden sanft und freundschaftlich an der Hand faßte, „wühlen Sie nicht weiter in diesen Gedanken. Ueberhaupt ist es keine drohende Erscheinung, die sich in einem Festgewande zeigt. So symbolisirt sich, wenn wir schon Traumdeuter sein wollen, die Versöhnung und Verzeihung, und

nur eine selbstquälerische Phantasie kann sich diese Bedeutung mit ihren schwarzen Farben übertünchen —"

„Wie aber," erwiderte der Graf mit tiefstem Ernste, „wenn das Atlaskleid so daherrauscht, wie das Gerassel von Rädern, die mir über die Brust fahren? Wenn sie zwar in heiter strahlender Schönheit daherkommt — nicht schöner als sie im Leben gewesen — aber — aber — um den Kopf ein Tuch — dasselbe rothgestreifte Tuch — ? — Das Zeichen ist klar — die Wunde blutet noch immer! Ich werde sie so lange sehen, bis meine Augen gebrochen sind! Doch — gehen Sie, Pagomas, gehen Sie! Der Sturm dieser Erinnerungen wird hoffentlich wieder nachlassen."

Er verließ mit großen Schritten das Zimmer.

Nicht lange darauf war der alte Kammerdiener, ein treuer, mit den Verhältnissen des Hauses vertrauter Mann, beim Grafen eingetreten, welcher sich inzwischen mit seinen vom Morgenritt noch bespornten und schmutzbedeckten Stiefeln auf das seidene Sopha hingeworfen hatte und im Kampfe mit seinen finsteren Gedanken dalag.

„Herr Graf," meldete er, mehrmals stockend, wie wenn er nicht die rechten Worte fände, „ich weiß, daß Sie Besuche nicht lieben, — doch —"

„Wenn Sie das wissen," versetzte der Graf auffahrend, „so belästigen Sie mich nicht mit ihnen —"

„Ich habe auch sofort gesagt," sprach der Kammerdiener, „daß Ew. gräflichen Gnaden für Niemanden zu sprechen sind — doch —"

„Nun so sagen Sie es noch ein zweites- und drittesmal," erwiderte der Graf trocken und kurz. „Wer ist eigentlich der Zudringliche?"

„Se. Hochwürden —" sagte der Kammerdiener mit Zagen und Winden.

„Ein Geistlicher!" rief der Graf aufspringend. „Hinaus mit ihm und lassen Sie mir lieber Wölfe und Schlangen zur Thüre herein!"

Der Kammerdiener wollte hinausgehen, blieb aber wieder auf der Schwelle stehen und sagte:

„Ich habe ihn bereits in bester Form abgewiesen, doch er beruft sich darauf, daß Sie ihn gut kennen —"

„Ha —" rief der Graf, wie von einer bösen Ahnung durchzuckt.

„Ich entsinne mich selbst seiner recht gut," fuhr der Alte fort, „wiewohl es schon lange Jahre her sein muß, seit er zum letztenmal bei uns war."

„So?" rief der Graf in unbeschreiblicher Aufregung. „Schon lange Jahre her, seit er bei uns war? Ich fürchte — das heißt, ich errathe. — Alle Mönche, die die Erde hat, alle faulen, scheinheiligen, schnöden Mönche sollen mir willkommen sein, wenn nur Einer nicht darun-

ter ist. Nur Einer nicht, der so faul, scheinheilig und schnöde wie alle Uebrigen zusammengenommen, und dieser wird es wahrscheinlich sein. Ich sehe es Ihnen an, es ist Pater Bonaventura —."

Der alte Kammerdiener nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Furchtbar!" rief der Graf entsetzt. „O, wäre nur Pagomas da! Was thun? Der läßt sich nicht abweisen, der läßt sich freilich nicht abweisen! Seit zwölf Jahren habe ich ihn nicht gesehen. O, der Traum, der Traum!"

„Wenn sich Ew. Gnaden, wie ich sehe, nicht in der Stimmung befinden," bemerkte der Kammerdiener schüchtern, „so würde ich den bescheidenen Rath ertheilen, ihn auf ein anderesmal zu bestellen —"

„Gut. Thun wir das. Sagen Sie ihm, er möge morgen wiederkommen."

Der Kammerdiener war mit dem Auftrag kaum fortgegangen, als er wieder erschien.

„Pater Bonaventura," sprach er, „bittet inständigst, sofort vorgelassen zu werden, da sich die Angelegenheit, deretwegen er kommt, nur zum Nachtheil Ew. gräflichen Gnaden aufschieben ließe.

„Nun denn," rief der Graf mit einer verzweifelten Entschlossenheit, „herein mit ihm, lassen Sie ihn ein-

treten! Ich will versuchen, dem Teufel in die Augen zu schauen."

Der Kammerdiener hatte sich kaum entfernt, als schon der feiste rothwangige Priester, der ehemalige Beichtvater des Nonnenklostes von Doxan, in seiner weißen Kutte vor dem Grafen stand. Sein Kopf war noch dicker geworden, die vollen Wangen und das gewaltige Doppelkinn schienen alle Regeln der Enthaltsamkeit und Askese zu verlachen, gleichwie seine stechenden Augen mit den kalten, unbarmherzigen Blicken aller christlichen Liebe Hohn sprachen.

„Herr Graf," sprach er, das Haupt zur Seite geneigt, die Augen fromm verdreht, die Hände über den weit vorspringenden Leib gefaltet, indem er seiner rauhen Baßstimme durch eine starke Dämpfung einen Ton von Sanftmuth und Güte zu verleihen suchte, „ich komme im Namen der frommen Schwestern von Doxan, die man geplündert und aus ihren heiligen Mauern hinausgetrieben —"

„Kurz und gut," unterbrach ihn der Graf, „kommen Sie, um irgend welche Ansprüche des ehemaligen Klosters aufrechtzuerhalten, oder nur, um für die armen Nonnen zu betteln?"

Pater Bonaventura war durch diese unerwartete Anrede ganz aus der Fassung geworfen. Er hätte weit eher geglaubt, den Grafen zum Kreuze kriechen zu sehen.

„So ist es also wahr?" rief er, die Hände zusammenschlagend. „Auch Sie, Herr Graf, wollen die bösen Zeiten tyrannischen Kirchendruckes benützen, um Verpflichtungen abzuschütteln, welche Sie einst in der Reumüthigkeit eines zerknirschten Herzens feierlich und freiwillig eingegangen sind? Doch — was zweifeln wir? Was bedarf es nach einer solchen Anrede, wie ich sie eben zu meinem äußersten Erstaunen vernommen habe? Feindselige Handlungen gehen ihr schon lange vorher, Handlungen, deren Bedeutung wir in der Arglosigkeit unserer Herzen allzu lang verkannt haben. Nur so können Sie sich, Herr Graf, auch unsere Langmuth erklären. Keine Mahnung ist von unserer Seite an Sie ergangen, so lange wir glaubten, daß unvorhergesehene Stockungen in Ihren Einkünften die Erfüllung heiliger Verträge aufhalten und hindern. Das Kloster —"

„Es giebt kein Kloster in Doxan," fiel ihm der Graf in's Wort. „Es besteht also auch gar keine rechtliche Verbindlichkeit, etwas an dasselbe zu zahlen —"

„Das hören zu müssen, hätte ich nie geglaubt!" rief Pater Bonaventura, auf's Höchste entrüstet. „So steht es also? Und die Geschichte von Ihrem neu abgeschlossenen Testamente, die seit einiger Zeit durch die Stadt läuft, ist somit auch keine Fabel, wie wir zu Ihrer Ehre ange-

nommen haben? Wie konnten Sie das thun, ohne uns zu berücksichtigen?"

„Zur Abfassung eines Testaments," erwiderte der Graf mit beißender Ironie, „braucht man Rechtsgelehrte, nicht Priester."

„Welch ein Geist ist in Sie gefahren?" rief Pater Bonaventura, der die Quelle eines so schroffen Widerstandes nicht zu errathen vermochte. „Ist das noch die reuevolle Sprache jenes Mannes, den wir einst vor seiner eigenen selbstmörderischen Verzweiflung beschützt — den wir vielleicht auch" — setzte er mit bedeutsam leiserem Tone hinzu — „den Händen des Scharfrichters entrissen haben?"

„Meine That," rief der Graf im höchsten Affecte, „war die That eines Rasenden, eines auf's Aeußerste gebrachten Menschen, das schreckliche Werk eines Augenblicks. Ihr — Ihr habt das Blut mit Begierde aufgefangen und damit Schacher getrieben. Ihr könnt nicht meine Ankläger werden, ohne von der öffentlichen Schmach erdrückt zu werden, welche Ihr verdient."

„Gerechter Himmel! Welche Worte! Welche geradezu teuflische Auffassung der Dinge!" rief Bonaventura, die Hände zusammenschlagend, mit zum Himmel gerichteten Augen. „Das Kloster von Doxan hat an Ihnen das alte Recht bewährt, eine Freistätte für Verbrecher zu sein,

der Altar, den Sie gefaßt hatten, entsühnte Sie. Wir zogen eine thätige Reue und werkthätige Buße dem Tode des Sünders vor, denn es heißt: Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern er will, daß er sich bessere. Und nun — und nun! — Doch, wir mißverstehen uns," sagte er plötzlich sehr gelassen. „Ich bin nicht gekommen, um über Todte zu verhandeln und festzustellen, an welcher Todesart sie gestorben sind. Lassen wir die Todten ruhen und beschäftigen wir uns mit den Verträgen, die nicht verblichen, sondern noch immer lebendig sind."

„Seid Ihr noch im Besitz jener Papiere," sprach der Graf auf's Aeußerste gereizt, „mit welchen Ihr mich so lange ausgebeutet habt? Könnt Ihr noch darauf mit gutem Gewissen Ja sagen?"

„Welche Frage!" rief der Beichtvater, wie Einer, der sich stellt, nicht zu wissen, wohin die Frage hinaus soll.

„Ihr habt die Papiere nicht mehr."

„Ah," rief Pater Bonaventura, „bläst der Wind daher? Denken Sie etwa, daß wir so wichtige Papiere in's Feuer geworfen haben?"

„Das nicht. Freiwillig habt Ihr sie nicht verloren. Sie sind Euch entwendet worden."

„Sonderbar!" rief der Beichtvater im Tone hoher Verwunderung. „Verstehe ich Sie recht? Aber sie sind uns nicht entwendet worden, Sie sind in einem schreck-

lichen Irrthum. Entwendet? Wer hat Ihnen das gesagt?"

„Hättet Ihr denn Langmuth," versetzte der Graf, „und könnte Eure Habgierde so lange warten, um mich erst heute an meine sogenannten Verpflichtungen zu mahnen, wenn Ihr mir ein einziges Blatt von den abgeschlossenen Verträgen vor die Augen legen könntet? Ich glaube nicht!"

„Sind die Papiere etwa in Ihre Hand zurückgelangt?" fragte Pater Bonaventura, scharf aufpassend.

„Das habe ich Euch nicht zu sagen. Jedenfalls waren sie in der Kiste, über deren Raub Ihr so viel Geschrei gemacht habt und die Euch nie wieder zu Gesicht gekommen ist."

„Und wenn sie darin gewesen wären?" versetzte der Beichtvater. „Gesetzt, sie waren darin. Wir haben die Kiste mit ihrem unberührten Inhalte wieder."

„Nein, unmöglich!" rief der Graf, doch stutzte er ein wenig.

„Sie staunen!" rief Pater Bonaventura, schlau lächelnd. „Waren Sie es vielleicht, der dem Wirthe Kappka den Auftrag gegeben, sich der Kiste auf deren Transport zu bemächtigen? Ei, ei, ei! Wir sind, nachdem der Diebstahl begangen worden war, mit unserem Verdachte nicht spar-

sam gewesen, aber an den Grafen Radlitz zu denken, wäre Niemandem von uns eingefallen."

„Ich hatte im Leben mit Dieben keine andere Berührung, als daß ich von ihnen ausgeplündert worden bin," versetzte der Graf trotzig, dem Geistlichen einen giftigen Blick zuwerfend.

„Und doch würde es, wie ich sehe," entgegnete der Geistliche, „dem stolzen Rechtsgefühl des Herrn Grafen Radlitz nicht widerstreben, aus etwas Nutzen zu ziehen, was durch Diebeshände in seinen Besitz gewandert wäre! . . . . Glücklicherweise, Herr Graf, sind Sie dieser Versuchung nicht ausgesetzt worden. Sie bedienen sich nur einer armseligen List, die auf dem Wahn beruht, daß wir die Truhe nicht haben."

„So ziehen Sie denn eines der Papiere aus der Tasche!" rief der Graf.

„Hier ist nicht der Ort dazu," versetzte der Geistliche. „Das könnte nur vor Gericht geschehen, wenn Sie es darauf ankommen lassen."

„Wie könntet Ihr es wagen, solche schmachvolle Ansprüche an das Licht der Oeffentlichkeit zu ziehen, ohne Euch selbst zu vernichten?"

„Dennoch wird es geschehen, wenn Sie uns dazu zwingen," erwiderte Pater Bonaventura.

„Eine leere Drohung!"

„So? Nun, dann eröffne ich Ihnen, daß dieser Fall der Renitenz von Ihrer Seite, Herr Graf, schon vorhergesehen ist. Wir haben mit unserem Advocaten bereits darüber Rücksprache genommen. Derselbe hat die Urkunden studirt und will uns den Erfolg garantiren. Es ist der Advocat Doctor Bergmann —"

Dem Grafen wich bei der Mittheilung trotz aller bewahrten Fassung doch das Blut aus dem Gesichte zurück; besonders, daß Bergmann der Advocat, frappirte ihn. Dieser Name hatte einen ominösen Klang. Doctor Bergmann war unter den Advocateu ungefähr das, was Doctor Kosteletzky unter den Aerzten, ein Teufelsgenie. Er gewann durch den Scharfsinn seiner Kniffe die ungerechtesten Processe und übertölpelte mit seiner juridischen Ueberlegenheit und Gelehrsamkeit selbst die Richter. Seine Siege waren oft so seltsamer und unglaublicher Natur, daß das gemeine Volk keine andere Erklärung für dieselben hatte, als die Annahme, daß er alle Rathscollegien im Solde habe.

„An Ihnen liegt es nun allein," sprach Pater Bonaventura, „ob es zwischen uns so weit kommen soll. Mir thäte es von Herzen leid. Ich warne Sie noch einmal zu rechter Zeit. Wenn Sie meine Stimme überhören, werden Sie sich vielleicht bald in die Haare fahren

und schmerzlich ausrufen: Bonaventura, Bonaventura, hast es von allem Anfang an mit mir gut gemeint! Aber dann wird es zu spät sein. Bedenken Sie das, Herr Graf."

Graf Radlitz, der sehr nachdenklich geworden war, erwiderte nach einer Weile:

„Ich sollte es darauf ankommen lassen. Ich kann mir nicht denken, daß Ihr den Muth habt, Euch in solch einen Scandal zu stürzen."

„Sie irren sich, Herr Graf," gab Bonaventura zur Antwort. „Für uns giebt es in dieser Sache keinen Scandal. Wir handelten als Erbarmende, welche Werke der Reue wünschten, kein neues Blut zum bereits vergossenen . . . . . Uebrigens ist die Sache fest beschlossen, und es hängt nur von Ihnen ab, ob sie ihren Lauf haben soll. Ich will Ihnen auch einen Vorschlag machen, aber hüten Sie sich, die Friedensliebe, die ihn eingiebt und die ihn beseelt, zu verkennen und zu glauben, daß uns irgend ein Mangel an Vertrauen zu unserem Processe in eine Art von Abfindung eingehen läßt."

„Lassen Sie hören," sprach der Graf.

„Zahlen Sie die Hälfte der Summe," sprach Pater Bonaventura, „die in Ihrem ersten Testamente ausgesprochen war, baar aus. Wir wollen dann auf alles

Uebrige verzichten. Wenn das geschieht, erhalten Sie in demselben Augenblicke alle früheren Urkunden nebst den Sie gravirenden Correspondenzen und Briefen Ihrer verstorbenen Frau Gemahlin zurück."

„Ich will es mir überlegen," murmelte der Graf.

„Wie lange?"

„Nun, wenn ich sagte, bis heute Abend. Werden Sie nicht in Verlegenheit gerathen, mir die genannten Correspondenzen herbeizuschaffen?"

„Lassen Sie es darauf ankommen," erwiderte Pater Bonaventura mit unendlicher Sicherheit. „Je eher, je lieber."

„Wirklich?" rief der Graf gedankenvoll. „Doch ich kann mich nicht gar so rasch entschließen. Welche Bedenkzeit lassen Sie mir?"

„Welche Sie verlangen," war die Antwort, „doch bedaure ich, daß Sie noch nachsinnen und Rath einholen wollen, wie Sie vielleicht unseren gerechten Ansprüchen entschlüpfen könnten. Das ist nicht schön. Was kann einem Manne wie Sie, der nur die allereinfachsten Bedürfnisse kennt, an einer Summe liegen, die in gar keinem Verhältnisse zu seinem Reichthum steht? Lachenden Seitenerben, welche Sie vielleicht nie im Leben gesehen haben, wird einmal Ihr Vermögen zufallen. Gebührt denn

nicht ein kleiner Antheil den beraubten Nonnen eines Klosters, welches Ihnen ein Asyl war — welches Ihnen — sagen Sie, was Sie wollen — dankenswerthe Dienste geleistet hat, um den armen Bräuten des Himmels zu einem neuen Obdach auf einem fremden Boden zu verhelfen, auf welchem aller Respect für Religion noch nicht ausgestorben ist, wie in unserem armen, einst so musterhaft frommen Oesterreich?"

„Ich will es überlegen," sagte der Graf. „Ich kann mich nicht überrumpeln lassen. Ich bin gegen Sie mißtrauisch geworden. Ich gestehe es offen. Lassen Sie mir acht Tage Zeit. Ungefähr acht Tage. Ich will Ihnen schreiben oder eine Botschaft senden."

„Ich bin es zufrieden," versetzte Pater Bonaventura. „Möge der Himmel Ihr Herz bis dahin erleuchten! Doch — noch einen Rath und eine väterliche Warnung. Lassen Sie sich von dem Menschen, den Sie seit einiger Zeit beständig um sich haben, nicht länger bethören. Er ist ein Abenteurer, ein Schurke, mit dem über kurz oder lang die Gerichte sich beschäftigen werden. Merken Sie endlich, daß Sie von einem Gaukler getäuscht werden! Er war es, wir wissen es wohl, der Ihnen eingeredet, daß wir nicht mehr im Besitz unserer Papiere wären. Jagen Sie den Schandbuben von einem Charlatan zum Hause

hinaus! Und nun flehe ich, daß das Auge des Allmächtigen über Sie wache —"

Nach diesem Ausfall auf Pagomas und den unmittelbar darangehängten Segensworten verließ der fromme Mann das Gemach.

Achtes Capitel.

Auf der stolzen Höhe des Laurenziberges, der die Herrlichkeit Prags zu Füßen liegt, steht das Kloster Strahow. Alte Bücher und der Brauch seiner Insassen bezeichnen es als das monasterium in monte Sion; es wird sonach dem Berge, der es trägt, der prunkvolle Name jener Höhe gegeben, auf der David's Burg und Gottes Hütte stand. Das großartige Klostergebäude, in dessen Mauern der heilige Norbert, der Stifter des Prämonstratenser-Ordens, seine letzte Ruhestätte gefunden, dominirt ganz Prag und ist einem fürstlichen Palaste mehr, als der Wohnung weltabgeschiedener Mönche ähnlich.

Vor dem Eingang dieses Stiftes, dort, wo das Terrain gegen die Spornergasse zu abfällt, stand Pater Bonaventura ganz erhitzt und blies den Athem schwer vor sich hin. Er war im Ausgehen begriffen und kam geradewegs von der Prälatentafel. Diese Tafel hatte irgend

einem Klosterheiligen zu Ehren eine besondere Reichhaltigkeit leckerer Speisen und alter Weine entwickelt und eine ungewöhnliche Dauer gehabt. Es war sehr spät geworden und der Abend fast herangerückt.

Pater Bonaventura hatte die unabänderliche Gewohnheit, täglich um diese Stunde aus dem Kreise seiner Bekannten zu verschwinden und in einem nicht allzuweit gelegenen Häuschen einen bald längeren, bald kürzeren Besuch abzustatten. Dies Häuschen war der Ort, wo er den sanfteren Gefühlen seiner Natur Luft machte, und zwar pflegte er dort an der Seite eines seinem Herzen nahestehenden Mädchens von seinen mannichfachen Geschäften und schweren Berufspflichten auszuruhen. Unter allen Anordnungen der Kirche war das Cölibat die einzige, über welche dieser finstere Zelot des Mönchthums und der Hierarchie aufgeklärt und wahrhaft freisinnig dachte, und er pflegte sich über diese Institution Gegor's VII. mit unermüdlicher Opposition hinwegzusetzen. Allerdings mag er das sonderbare Verdienst der Freisinnigkeit in diesem Punkte nicht allein besessen, sondern mit der Mehrzahl von Seinesgleichen bewußt oder unbewußt getheilt haben.

In dem Augenblicke, als Pater Bonaventura, vor der Klosterpforte stehend, ein gewisses Uebermaß körperlichen Wohlbehagens ausschnaufte und sich eben in Be-

wegung setzen wollte, lenkte eine Männergestalt, welche, allerdings noch entfernt, den steilen, auf den Strahow führenden Weg hinaufeilte, seine ganze Aufmerksamkeit auf sich.

„Sollte das nicht Doctor Bergmann sein?“ fragte sich Bonaventura. „Die lange Gestalt, der seltsam humpelnde eilige Gang — das Umsichwerfen mit den Armen — das knittelmäßige spanische Rohr, mit dem er weit um sich herum zu fechten pflegt —.“

Seine Augen hatten ihn nicht getäuscht.

Der Herankommende war wirklich jener berüchtigte Doctor Bergmann, der gefürchtete Rechtsconsulent, der alles Gerade krumm und alles Krumme gerade zu machen verstand.

Es war ein vorgeschrittener Fünfziger von hoher, hagerer Gestalt, von höchst kränklichem Aussehen, welches nur die ungewöhnliche Lebhaftigkeit seines Geistes vergessen machte. Die zugleich schwermüthig und bösartig zusammengekniffenen Züge seines eingesunkenen Gesichts waren nichtsdestoweniger der Spiegel einer seltenen aber unheimlichen Intelligenz.

Sobald Pater Bonaventura den Herankommenden deutlich erkannt hatte, war er ihm rasch entgegengeschritten und beide Männer, durch die Bande aller möglichen

Geschäftsgeheimnisse innig mit einander verknüpft, schüttelten sich auf das Freundschaftlichste die biederen Hände.

„Sie kommen zu mir?“ fragte Pater Bonaventura. „Ich wollte eben einen Ausgang machen und erblickte Sie von ferne —“

„Gut, daß wir uns treffen,“ gab Bergmann, vom raschen Ersteigen der Anhöhe recht um den Athem gebracht, zur Antwort. „Meine Angelegenheit läßt sich nur persönlich abmachen und es hätte mich sehr geärgert, wenn ich Sie verfehlt hätte —“

„Was giebts denn so Wichtiges?“ fragte Bonaventura verwundert. „Ich kann mir nicht denken —“

„Nun, etwas in Sachen der gräflich Radlitz'schen Angelegenheit.“

„Unserer letzten Unterredung zufolge,“ fiel Pater Bonaventura in's Wort, „steht diese Sache momentan still. Wir sind ja übereingekommen, abzuwarten — vorläufig abzuwarten, ob der Graf sich zu dem gütlichen Vergleiche, den ich ihm vorgeschlagen habe, bereit erklärt, oder nicht —“

„Ganz richtig, ganz richtig. Ich habe auch nicht im Sinne, daran zu rühren, sondern komme nur, um Ihnen eiligst eine Entdeckung in Bezug auf die Urkunden mitzutheilen, welche Sie mir eingehändigt haben! Etwas,

das mir bei der ersten Durchsicht entgangen ist und einen Augenblick lang ganz leicht entgehen konnte —"

„Und das wäre?" fragte Bonaventura in sichtlicher Aufregung.

„Zwei der besagten Urkunden," sprach der Advocat, den Beichtvater der Nonnen scharf mit inquisitorischem Blicke fixirend, „gerade die zwei wichtigsten, auf welchen eventuell das ganze Schicksal unseres Processes beruhen würde, scheinen mir entschieden mangelhaft —"

„Mangelhaft?" rief Pater Bonaventura in höchstem Grade überrascht oder vielmehr verwirrt. „Mangelhaft? Das ist mir ganz neu. Was sollte da mangelhaft sein? Uebrigens wäre ich bereit, Fehlendes auf's Schleunigste nachzuliefern —"

Doctor Bergmann brach in ein lautes Lachen aus.

„Was lachen Sie?" rief Bonaventura ganz verblüfft. „Was bedeutet dies Lachen?"

„Wir mißverstehen uns," gab der Advocat zur Antwort. „Entschuldigen Sie, Mißverständnisse erzeugen unwillkürlich lächerliche Sinnentstellungen."

„Wie soll ich Ihre Worte anders auffassen?" fragte der Geistliche mit dem Anschein wiedergewonnener Ruhe, doch voll Spannung.

„Ich wollte nicht sagen," versetzte Doctor Bergmann, „daß unter den Papieren, die Sie in meiner Hand zurück-

gelassen haben, irgend ein erhebliches Actenstück fehle, sondern daß zwei Stücke darunter eine bedenkliche Ausstellung zulassen —"

„Welche, welche?"

„Es fehlen beiden die Einlaufsnummern. Freilich eine Kleinigkeit, da sie sonst beide ein vortreffliches Aussehen haben —"

„Also nur eine Kleinigkeit!" warf der Beichtvater hin, wie über eine Bagatelle sich äußernd.

„Nur eine Kleinigkeit — aber eine schwerwiegende, denn es ist nicht zu begreifen, wie ein gerichtliches Actenstück dieser Art ohne den numerus exhibiti seinen gesetzmäßigen Lauf machen und das Amt verlassen kann."

„Ein Versehen!" sprach Pater Bonaventura. „Ein kleines Versehen! Beamte sind Menschen und Irrthum ist menschlich."

„Nein, das kann's nicht sein," versetzte Bergmann mit Entschiedenheit. „Bei zwei Actenstücken, wie diesen, die durch so viel Bureaux zu laufen hatten, ist solcher Mangel eines wesentlichen Attributs nicht möglich, nicht denkbar. — In meiner ganzen Praxis —"

„Mein Gott, nicht möglich!" rief Bonaventura. „Sie sehen ja, Sie bestätigen selbst, daß der numerus exhibiti fehlt — das Factum besteht, folglich muß ein Versehen vorliegen, es muß —"

„Ja wohl,“ versetzte Doctor Bergmann mit einem diabolischen Lächeln, „das Versehen liegt vor. Es fragt sich nur, von wem es herrührt. Vom Gericht auf keinen Fall. Wenn ich die beiden Stücke nicht aus den Händen Ew. Hochwürden empfangen hätte, ich würde mich keinen Augenblick besinnen, auf das Bestimmteste auszusprechen, daß wir es mit zwei Falsificaten zu thun haben.“

„Falsificaten! Ich bin ganz starr! Wie auf den Kopf geschlagen!“ rief Pater Bonaventura. „Welchen Sinn hätte es, Urkunden zu fälschen, in welchen man keine neuen Ansprüche geltend macht, sondern lediglich alte, bekannte Forderungen aufstellt, welche von der Gegenpartei nicht geleugnet, sondern nur böswillig zurückgewiesen werden?“

„Ich habe meine Meinung gesagt,“ erwiderte der Advocat scharf, „und habe Sie auf alle daraus entspringenden Folgen aufmerksam gemacht. Das war meine Pflicht. Sie sehen einen Freund in mir —“

„Weit entfernt, Ihre Absicht zu verkennen und nicht dankend anzunehmen, muß ich doch der Verwunderung Luft machen und Ausdruck geben. Höchst seltsam, nicht zu fassen, und doch, hochverehrter Freund, und doch! Sechzehn, siebzehn Jahre sind diese Papiere unbeachtet irgendwo gelegen, denn Niemand hätte geglaubt, daß man je in die Lage kommen würde, von ihnen vor Gericht Gebrauch zu machen —“

„In meiner langen Praxis,“ bemerkte der Advocat, „ist schon Alles vorgekommen. Gerade alte Urkunden haben seit alten Zeiten die merkwürdigsten Schicksale. Ich weiß davon zu erzählen. Ja, die alten Urkunden!“

„Allerdings in langer Zeit ereignet sich Manches.“

„Gewiß, gewiß,“ versetzte Doctor Bergmann rasch. „Mit den Jahren können Urkunden auch ganz verloren gehen und man hat sie nicht, wenn man sie plötzlich braucht. Ich habe einen eclatanten Fall aus meiner Praxis vor Augen. Man braucht eine Urkunde, und da will man, einer kleinen Formalität oder eines lumpigen Bogen Papiers wegen nicht ein fettes Besitzrecht fahren lassen. Ich verstehe das, ich verstehe —“

Er sah bei diesen Worten, die ein Uebermaß von Klarheit hatten, seinem Freund scharf und beredt in die Augen, daß dieser Mühe hatte, den Blicken Stand zu halten.

„Wie Sie sagen,“ nickte Pater Bonaventura, „wie Sie sagen. Es kann in so langwieriger Praxis Manches vorkommen, ohne daß man auch weiß oder wissen muß, wie es vorgegangen. Nun aber angenommen, daß die Sache mit den beiden Urkunden ihre Richtigkeit hätte, wie Sie meinen, und ich gestehe, Ihre Autorität ist mir in diesem Punkte maßgebend. — Ich muß meine Ansicht über die Echtheit der Urkunden der Ihrigen vollständig

unterordnen. Was meinen Sie, was rathen Sie, was da jetzt zu thun wäre? Doch — darf ich Ihnen vielleicht eine feine Prise offeriren?"

„Ich meine," erwiderte Doctor Bergman, nachdem er aus der ihm dargereichten Dose eine Prise genommen, langsam und gemessen, „daß wir es unter diesen Umständen nicht zum Processe kommen lassen sollten und lieber einen Vergleich —"

„Dann hat es gute Wege!" rief Bonaventura. „Ich bin überzeugt, daß Graf Radlitz klein beigibt. Ich bin es völlig überzeugt."

„Nun, desto besser," murmelte Bergmann.

„Sie würden also selbst im äußersten Falle nicht zum Proceß rathen?"

„Nun," erwiderte der Advocat, alle Züge seines Gesichts in tiefstem Nachdenken zusammengekniffen, nach einer Pause, „im äußersten Falle — wenn es so weit kommt, wollen wir noch darüber sprechen. Die Urkunden haben ein ganz verdächtiges Aussehen und hätten mich selbst getäuscht —"

„Das freut mich, das zu hören," rief Pater Bonaventura ganz jovial.

„Sie hätten mich selbst getäuscht," fuhr Doctor Bergmann fort, „wenn der erwähnte numerus exhibiti nicht gefehlt hätte. Doch im Nothfalle läßt sich da nachhelfen.

Man brauchte nur unter einem Vorwand zu Gericht zu gehen — um etwas in den Büchern nachzuschlagen — bei der Gelegenheit erführe man die Nummern ganz leicht. So wäre der kleine, ominöse Fehler leicht gutgemacht."

„Es ist wahr, dann macht sich Alles," rief Pater Bonaventura erleichtert. „Ich bitte Sie, den Gang so schnell als es Ihre Geschäfte gestatten zu machen, denn ich könnte alle Tage —"

„Welche Eile hat es?" erwiderte Doctor Bergmann. „Sie sagen, daß Sie den Vergleich abwarten, wozu ich jedenfalls dringend rathe —"

„Ja wohl, aber auch deshalb," gab Pater Bonaventura zur Antwort. „Ich kann alle Tage zum Grafen gerufen werden und dann ist es sicher, daß ich ihm alle Urkunden und alle sonstigen Privatcorrespondenzen ausliefern muß, sobald er die vertragsmäßige Vergleichssumme zahlt. Es ist also nöthig, daß ich die Urkunden in größter Vollkommenheit bereit liegen habe."

„Freilich, freilich," versetzte Doctor Bergmann. „So will ich Alles ungesäumt besorgen. Da sind die beiden fatalen Bogen —" fügte er, auf seine Brusttasche deutend, hinzu.

„Sie haben sie bei sich? Wollen Sie mir sie nicht gleich da lassen?"

„Nicht nöthig. Ich werde sie Ihnen mit der klei-

nen, aber unerläßlicher Verbesserung sobald als möglich zusenden. Da geht es in einem Zuge —"

„O, ich bitte — Sie wollen sich selbst bemühen —"

„Nun, wie Sie wollen," gab der Doctor zur Antwort. „Hier, nehmen Sie die Papiere. Ich will Ihnen die Nummern, sobald sie eruirt sind, brieflich zusenden."

Er übergab die Schriften dem Geistlichen, der sie hastig einsteckte, und die beiden einander würdigen Freunde gingen auseinander, nachdem sie ihre Freundschaftsbande durch Verabredung eines neuen Schurkenstreiches auf's Neue befestigt hatten.

Pater Bonaventura war bei der Begegnung mit Doctor Bergmann in eine leicht begreifliche Bewegung gerathen, diese aber hatte seinem gewöhnlichen Humor Platz gemacht, als sich die drohenden Schwierigkeiten so rasch geebnet hatten und er schritt nur umso rascher mit neugestärktem Vertrauen auf das Gelingen seiner Pläne weiter, dem kleinen, versteckt liegenden Häuschen zu, welches seine Liebste barg.

Marianne war ein Landmädchen, aus der Umgegend von Doxan gebürtig, das auf einer Meierei des dortigen Klosters in Diensten gestanden; sie hatte aber bald aufgehört, die Kühe zu melken und die Ställe zu fegen, nachdem Pater Bonaventura sein Auge auf sie geworfen und sie zu seiner Herzensfreundin erkoren hatte. Das

war vor mehreren Jahren geschehen und ihr Verhältniß hatte seitdem trotz zahlreicher Stürme ungestört fortgedauert. Trotz zahlreicher Stürme, denn Marianne war ein Naturell voll starker, ungebändigter Affecte, in der Lustigkeit toll und wild, im Zorn gefährlich und wüthend wie eine Mänade. Sie hatte oft schon Scenen herbeigeführt, die dem Pater Bonaventura das Leben heiß und den Kopf schwül machten, aber ihre Schönheit und sonstiger Reiz waren derart, daß der Flüchtling jedesmal gern wieder in seine süße Gefangenschaft zurückkehrte.

Marianne war, wie sich das von selbst versteht, ohne alle Bildung, aber ihre natürlichen Anlagen konnten nicht unbedeutend sein, wenn man erwägt, daß sie die Person war, welche unter dem Namen der blinden Jungfrau so viel Sensation durch ihre Schaustellungen erregt hatte. Visionärin und Prophetin zu sein, war schon damals nichts Leichtes. Man mußte dazu Phantasie haben, Combination, den Instinct, wie weit man gehen dürfe, und eine seltene Geistesgegenwart bei Interpellationen. Wenn Marianne für das, was sie thun und sagen mußte, auch Andere an die Hand gingen, Vieles hatte ihrer eigenen Improvisation überlassen bleiben müssen, und auch ein theatralisches Talent mußte wirksam sein. Es war wirklich erstaunlich, was das Mädchen Alles in dieser Beziehung geleistet hatte.

Blind war sie nicht, ihre dunklen Augen blickten hell in die Welt und sahen sehr scharf; über ihre Jungfräulichkeit haben wir bereits bei ihrer ersten Vorführung unsere schüchternen Zweifel erhoben. Nach der Aufhebung des Klosters hatte Bonaventura das Mädchen nach Prag genommen und sie in seiner Nähe installirt. Er ging sogar in seiner Zärtlichkeit soweit, sie für eine entfernte Anverwandte auszugeben. Aus Allem ersieht man, daß der ehrwürdige Mann unter seinen übrigen Tugenden auch eine ausdauernde Treue in der Liebe zählte.

Jungfer Marianne war unter die Obhut einer Tante gestellt, die nicht blos diesen Ehrentitel führte, sondern ihn auch wirklich verdiente. Es war dies eine einfache, alte, leider etwas dem Schnapstrinken ergebene Bauersfrau, Namens Rosalia Skok. Sie war die Scheinbesitzerin des Hauses, in welchem sie mit Marianne wohnte, während Pater Bonaventura dessen wahrer Eigenthümer war.

Nachdem der geistliche Herr einige Winkelgäßchen passirt hatte, betrat er ein freies Plätzchen und das kleine trauliche Häuschen lag vor seinen Augen.

Marianne stand am Fenster, das freilich um diese Jahreszeit geschlossen war, und winkte ihm erwartungsvoll von Weitem entgegen, so daß Pater Bonaventura, von so viel Aufmerksamkeit gerührt, seine Schritte

beschleunigte, um das Mädchen nicht lange warten zu lassen.

Marianne war ihm bis an die Treppe entgegengesprungen; doch auch die alte Rosalia hatte sich nicht abhalten lassen, mitzuerscheinen und dem hochwürdigen Herrn aus Ehrfuchtsbezeugung einige derbe Handküsse aufzudringen.

„Ich komme heute spät, liebes Herzchen!" sprach Pater Bonaventura, „und leider nicht auf lange —"

„So, so," rief Marianne, „Du willst gleich wieder davonlaufen? Ich fürchte, ich fürchte, Ungetreuer — Ihr habt gewiß heute wieder eine lange Tafel gehabt, nicht wahr?"

„Wie Du sagst," gab Bonaventura zur Antwort „Es war ein sogenanntes Duplex. Wir hatten unter Anderm einen ganz vorzüglichen Damhirschbraten mit italienischem Salat und eine neue Mehlspeise mit Aprikosen . . . Wenn ich Dir doch etwas davon hätte mitbringen können! Hier diese Kleinigkeiten sind Alles —"

Er holte eine Düte aus der Rocktasche hervor und gab sie dem Mädchen.

„Ah," rief Marianne lebhaft, „das ist sehr lieb von Dir!"

„Vorsichtig, vorsichtig!" rief Pater Bonaventura. „Es sind Zuckerherzen darunter mit feinem Liqueur gefüllt,

die ich eigens für Dich ausgesucht habe, die springen gar zu leicht —"

„Ich bin nicht so ungeschickt," gab Marianne zur Antwort, indem sie bereits mit ihren schönen weißen Zähnchen an einem Stücke feinen Marcipans herumknusperte. „Ich weiß schon mit Deinen Zuckerherzen umzugehen."

„I freilich weißt Du das, kleiner Affe," sagte der Pater. „Freilich weißt Du das. Doch sprich, Kind, was macht der junge Theologe? Habt Ihr Euch heute besser vertragen?"

„Ach," gab Marianne mit verächtlich verzogener Oberlippe zur Antwort, „das ist schon der unausstehlichste Mensch auf Gottes Erdboden! Ich werde Gott danken, wenn wir ihn nicht mehr auf dem Halse haben."

„Nur Geduld, Kindchen, nur Geduld," sprach Pater Bonaventura begütigend. „Man muß freilich mit solch einem jungen, unbeholfenen und ungehobelten Bauernlümmel etwas Nachsicht haben. Es wird ja nicht mehr lange dauern; nur noch einige Tage."

„Länger hielt ich's auch nicht aus," versetzte Marianne. „Ich glaube, ich müßte sonst selbst davonlaufen."

„Ach, Ihr Weiber, Ihr Weiber!" schalt Bonaventura scherzhaft und doch mit unendlicher Duldung. „Wenn Ihr Euch etwas in den Kopf setzt, so seid Ihr nicht mehr davon abzubringen. Was thut Dir der junge Mann?

Aber Du kannst ihn einmal nicht leiden, und da hat er alle möglichen Fehler."

„Die hat er aber auch," erwiderte das Mädchen „Erstlich — ist er unreinlich. Er hat wieder zwei große Tintenklexe auf die Diele gemacht." (Der Pater mußte herzlich lachen.) „Ich sage zu ihm: das muß ich mir verbitten, daß Sie die Federn so ausspritzen; das können Sie auf der Schulbank machen, aber nicht bei uns. Wissen Sie nicht, bei wem Sie sind? — Da fängt er zu lachen an. — Warum lachen Sie so? frage ich, denn dies Lachen war geradezu unverschämt. — Wie sollte ich nicht wissen, bei wem ich bin? erwiderte er höhnisch. Bei einer Visionärin bin ich, einer ekstatischen Jungfrau, bei einer böhmischen heiligen Theresia! Zeigen Sie doch einmal Ihre zwei „Patscherln" her, ob sich nicht schon darauf die Stigmata — ja, Stigmata hat er gesagt — einstellen, die nie bei einer Seherin, einer seraphischen Jungfrau fehlen. — Nun, das ist doch unverschämt, nicht wahr?"

„Unziemlich, allerdings."

„Und ich leide es nicht! Nein, ich leide es nicht."

„Kind, Kind! rief Pater Bonaventura, „wie kann man von alledem so viel Aufsehens machen? Maurus ist allerdings ein ungebildeter Bauernklotz, aber Du solltest schon mir zu Gefallen ein Auge zudrücken. Der junge Mann ist mit einer schriftlichen Arbeit, die ich brauche, beschäftigt,

im Seminar kann er sie nicht liefern. Es gab keinen geeigneteren Platz, sie von ihm vollenden zu lassen, als Deine Wohnung. Das weißt Du. Ist es denn gar so schwer, den jungen Menschen im Nebenzimmer, das Du ohnehin nie betrittst, einige Stunden des Tages zu dulden?"

„Nun," erwiderte Marianne einlenkend, „ich will Geduld haben, wenn es nur, wie Du sagst, bald zu Ende geht."

„Lange dauert es auf keinen Fall," versetzte Pater Bonaventura. „Höchstens noch ein paar Tage. Ich will gleich nach dem Stande der Sache sehen und Dir bei der Rückkehr bestimmte Auskunft geben."

„Du hast mich heute lange warten lassen," rief Marianne ihrem in die Stube eilenden Liebhaber verwurfsvoll nach, „und jetzt scheint mir, daß Du nur gekommen bist, nach der Arbeit zu sehen, nicht nach mir..."

Ohne sich an den ihm nachgeschleuderten zärtlichen Vorwurf zu kehren, hatte Pater Bonaventura die vorderste Stube durchschritten, war in die anstoßende getreten und dort verschwunden.

Bei seinem Erscheinen hatte sich ein ganz junger Mann von höchstens zwanzig Jahren ehrerbietig von einem Schreibtisch erhoben. Das kurzgeschnittene Haar und das lange schwarze Kleid mit dem breiten, um den

Leib gehenden violetten Gürtel kennzeichnete ihn als einen Zögling des theologischen Seminars.

Sein jugendliches Gesicht war noch so bartlos wie das eines Knaben und mußte, trotz des stark in's Röthliche fallenden Haares und der zahllosen Sommersprossen, gefällig und einnehmend genannt werden.

„Nun, wie steht es, lieber Maurus?“ redete ihn Pater Bonaventura auf's Freundlichste an, indem er ihn auf die Achsel klopfte und damit eine gewisse Vertrautheit und eine wohlwollende Herablassung ausdrückte. „Gehen die Sachen gut von Statten? Wie weit sind Sie gekommen?“

Er war voll Neugierde an den Schreibtisch getreten und seine Blicke fuhren über die dort befindlichen Papiere hin und her.

„Hochwürden,“ erwiderte der junge Seminarist mit gesenktem Kopfe und im bescheidensten Ton, indem er ihm drei verschieden aussehende Blätter, die alle in Briefform gefaltet waren, entgegenreichte, „den langen Brief des Grafen Radlitz habe ich heute Vormittags zu Ende gebracht. Ich habe jetzt den zweiten angefangen —“

„Ah,“ rief Pater Bonaventura mit dem Ausdruck hoher Befriedigung in allen Zügen, „das ist erstaunlich... hören Sie, Maurus, das ist bewundernswürdig! Der Graf hat eine Handschrift, die nachzubilden kaum möglich

scheint, doch wirklich, wenn ich die kleine Vorlage da mit diesen Blättern vergleiche — Sie haben ein sehr großes Talent — man möchte schwören —“

„Ich war fleißig,“ gab der Seminarist mit den Mienen eines verlegenen Schülers zur Antwort. „Die Aufgabe ist auch keine leichte. Man glaubt zuweilen, bald fertig zu sein. Da mißräth etwas und das Blatt ist nichts nutz mehr, man kann es nur wegwerfen —“

„Wegwerfen? Nein, lieber Maurus, nicht wegwerfen! Ich habe Sie bereits gebeten, alle mißrathenen Blätter beiseite zu legen —“

„Das thue ich auch. Ich hatte mich nur im Ausdruck vergriffen. Wenn ich wegwerfen sagte, meinte ich nur, man muß das eben geschriebene Blatt beiseite legen und wieder von vorne anfangen.“

„Nun, da verstehen wir uns. Da verstehen wir uns ganz und gar.“

„Meine Arbeit findet also die Approbation Ew. Hochwürden?“

„Durchweg, durchweg!“ sagte Pater Bonaventura.

Er hatte mehrere auf dem Tische liegende Blätter in die Hand genommen und schenkte denselben längere Zeit hindurch die tiefste Aufmerksamkeit.

„Dies,“ erklärte der junge Theologe, auf einen aus wenig Zeilen bestehenden Brief deutend, dessen vergilbtes

Papier ein hohes Alter anzeigte, „ist der echte Brief des Grafen Radlitz, den Sie mir als Muster gegeben haben. Nach dieser Vorlage mußte ich arbeiten. Wenn Sie nun genau sehen, wie ich auf diesem gleichfalls alten Papier das niedergeschrieben habe, was Sie mir in Ihrem Concept übergaben —"

„Ich halte es für vorzüglich gearbeitet," rief Pater Bonaventura. „Für eminent! Bravo, bravo, junger Mann! Sie sind ein großes Talent. Ich habe mich in Ihnen nicht getäuscht — in Ihnen steckt ein großer Zeichner oder Kupferstecher, das sagte ich gleich, als mir Pater Schenkert Ihre hebräischen Hefte zeigte. Ich denke mir, daß diese Handschrift ihrer eigenthümlichen und unregelmäßigen Züge wegen ungeheuer schwer nachzubilden sein muß. Dessenungeachtet, man möchte schwören, daß eine und dieselbe Hand dies kurze Blatt und diesen langen Brief geschrieben. Die Haken, in welche die Endbuchstaben der Worte auslaufen, zeichnet die größte Natürlichkeit aus. Da merkt man nirgends die Aengstlichkeit einer nachbildenden Hand, es ist das sorglose Sichgehenlassen — in jedem Zuge Wahrheit."

„Sie sind gar zu gütig —" stotterte der Seminarist, wie erdrückt von dem überschwänglichen Lobe.

„Ich bin neugierig," fuhr Bonaventura fort, „was der Herr Prälat dazu sagen wird. Ich zweifle nicht, daß

ich meine Wette gewinne. Denn um eine Wette handelt es sich lediglich, das glaube ich Ihnen gesagt zu haben?"

„Ew. Hochwürden deuteten es an."

„Ja, um eine Wette," erläuterte Pater Bonaventura, in den Ton größter Leutseligkeit und Coulanz verfallend, „und das ging so zu: Wir sehen uns eines Tages die Briefe des Grafen Radlitz an, die der Herr Prälat in Händen hat und die für uns von großer documentarischer Wichtigkeit sind, und sprechen über die Eigenthümlichkeit und Seltsamkeit der Handschrift. Der Herr Prälat meinte, dergleichen nachzuahmen sei unmöglich. Der und Jener sagt: es sei doch schon das Auffallendste mit falschen Autographen vorgekommen, ich aber erzähle, daß ich aus Ihren Schreibheften Ihr Nachbildungstalent und Ihre kalligraphische Fertigkeit kennen gelernt und sage, daß es Ihnen nach meinem Dafürhalten nicht schwer fiele, eine Copie jenes Briefes zu liefern, die vom Original nicht zu unterscheiden wäre. Das will Niemand glauben, der Widerspruch reizt mich, ich gehe weiter und behaupte: geben Sie mir ein beliebiges Blatt von des Grafen Radlitz Hand oder irgend eines Andern — mein junger Mann construirt Ihnen danach ein Schriftstück, jenem so ähnlich, daß alle Handschriftenkenner irre werden sollen, von wem das echte, von wem das andere herrührt. Das erklärt der Herr Prälat für toll, es kommt zur Wette. Ich pa-

rire hundert Gulden gegen tausend. Ich entnehme eine flüchtige Copie des Briefes, den der Herr Prälat besitzt und einiger anderer Documente, und nun sollen es Alle, die bei der Debatte gegenwärtig waren — uns Zwei ausgenommen — bestimmen, welcher Brief, welche Documente die echten. Ich denke, es wird einen Hauptspaß geben, denn jedenfalls werden die Stimmen getheilt sein — wenn aber vollends die Majorität behauptete, Ihre Copien seien die Originale — dann —"

„Das wäre allerdings sehr komisch!" sagte Maurus.

„Käme mir aber sehr zu Statten, mir und Ihnen," ergänzte Pater Bonaventura mit großer Bonhommie, „denn Alle zahlen Zehn gegen Eins. Und wir theilen den Gewinnst, lieber Maurus. Nun aber," fuhr er nach Beendigung seiner auf die jugendliche Leichtgläubigkeit berechneten Märchenerzählung fort, „eine Frage: Es kann ja nicht mehr viel zu thun übrig bleiben. Wann glauben Sie, daß wir fertig werden?"

„Ich glaube," erwiderte Maurus nachsinnend, „daß in zwei bis drei Tagen Alles fertig sein dürfte."

„Das geht ja herrlich!" rief Bonaventura und fügte plötzlich, die Brauen finster zusammenziehend, gleich darauf hinzu: „Wir haben einen kleinen Bock geschossen. Ich sage wir, doch habe ich allein die Schuld. Auf diesen

zwei Schriftstücken ist eine unbedeutende Auslassung unterlaufen —"

Er zog die beiden Bogen, die ihm Doctor Bergmann zurückgebracht, hervor und fuhr fort:

„Es fehlen da ein paar Ziffern — nun, das hat Zeit, das wird sich mit ein paar Federstrichen ausbessern lassen. Apropos! Bei dieser Gelegenheit kann ich mir meine Concepte mitnehmen. Auch jene Blätter, welche Ihnen mißlungen und unbrauchbare Bruchstücke geblieben — wo sind sie?"

„Ich habe Alles in diese Schublade gethan," gab der junge Theologe zur Antwort. „Ich glaube wenigstens —"

Er fing hastig und verlegen herumzusuchen an.

„Ich habe Ihnen doch ausdrücklich gesagt," versetzte Pater Bonaventura, „diese Blätter auf das Achtsamste aufzubewahren und mir zu übergeben. Es handelt sich, wie gesagt, nur um eine Wette, einen Scherz, käme aber etwas abhanden, wer würde es glauben? Man würde Gott weiß was meinen —"

„Sie haben mir Vorsicht aufgetragen," gab Maurus zur Antwort. „Ich habe Ihren Befehl nicht vergessen. Doch da fällt mir ein, daß ich gestern Alles in ein Packet gethan und mit nach Hause genommen habe —"

„Warum?" fuhr ihn Pater Bonaventura unwirsch an.

„Zur sicheren Aufbewahrung. Die Schublade hat kein Schloß und hier im Hause die Frauenzimmer —"

„Die vergreifen sich nicht daran. Ist das Packet bei Ihnen im Seminar gut aufgehoben?"

„Seien Hochwürden unbesorgt!"

„Bringen Sie es mir morgen mit. Ich will es haben. Ich brauche es. Ich — brauche es zur Revision."

„Ich bringe es morgen. Verlassen Sie sich darauf, Hochwürden!"

„Verhält es sich auch so, wie Sie sagen?" fragte der Pater, von einem neuen Zweifel durchschossen.

„Mein Gott, welche Frage!" rief der junge Seminarist. „Ich bin doch nicht so albern, um nicht zu wissen, daß man derartige Dinge nicht in die Hände des ersten Besten gelangen lassen kann."

„Nun, wenn Sie so denken, so nehmen Sie meine übertriebene Zweifelsucht nicht übel. Bis wann haben Sie heute noch Zeit zu arbeiten?"

„Bis Sieben. Dann muß ich in's Seminar. Wir haben heute noch Repetition im Hebräischen."

„Dann halte ich Sie nicht länger auf," sprach Pater Bonaventura, den fertiggewordenen Brief nebst dem Concepte einsteckend. „Benützen Sie noch die Zeit, es ist nicht mehr weit auf Sieben. Ich bin mit Ihren Leistungen sehr zufrieden. Zählen Sie auf meine volle Erkenntlich-

keit. Ich werde auch Ihren Wunsch und Ihre Bitte bei unserem Herrn Prälaten durchzusetzen wissen. Mein Wort darauf.“

„O, dann bin ich glücklich! Ich fürchte nur, daß der Zudrang Derer, die sich zur Aufnahme in die reichste und angesehenste Abtei des Landes melden, so groß ist, daß die entgegenstehenden Schwierigkeiten selbst bei einer Protection wie bei der Ew. Hochwürden nicht überwunden werden können —“

„Dafür lassen Sie mich sorgen,“ versetzte Pater Bonaventura mit stolzem Selbstgefühl. „Mein Wort hat beim Herrn Prälaten sein Gewicht. Und nun Gott befohlen. Morgen früh sehen wir uns wieder! Das Packet nicht vergessen!“

Damit war er in die Nebenstube getreten, wo ihn Marianne erwartete.

„Liebster Schatz,“ sprach er, das Mädchen zärtlich an sich ziehend, „sei nur nicht böse, daß ich heute bei Dir gar nicht Platz nehme. Ich möchte gar zu gern ein Stündchen an Deiner Seite verplaudern, aber —“

„Hab' ich es nicht gleich gesagt,“ versetzte Marianne, ärgerlich auffahrend, „daß Dein heutiger Besuch nicht mir gegolten hat, sondern dem Rothkopf mit dem scheckigen Gesicht voll Sommersprossen —“

„Nicht so laut!“ flüsterte Pater Bonaventura mit warnend erhobenem Finger. „Er kann es hören!“

„Er soll es hören!“ rief Marianne mit trotzigem Eigensinn.

„Bald sollst Du vor ihm Ruhe haben, bald. In ein paar Tagen wirst Du ihn nicht mehr hier sehen. Du bist doch dem armen Menschen recht aufsässig. Das ist nicht recht, böses Mädchen!“

Er wollte ihr einen Kuß auf die Lippen drücken, doch Marianne war ihm mit einem Satze entwischt.

„So bekomme ich denn heute keinen Abschiedskuß?“

„Heute laß Dich von Derjenigen küssen, zu der Du so eilst.“

„Nu warte, warte,“ rief Pater Bonaventura, von der Eifersucht des Mädchens geschmeichelt, lachend. „Ich will mir schon den rückständigen Kuß mit Zinsen und Zinseszinsen eintreiben. Warte nur —.“

Er reichte ihr, von der Uhr, auf die er geblickt, zur Eile gedrängt, rasch die Hand, welche die spröde Marianne nur leicht und oberflächlich berührte, und verließ die Stube.

Er konnte kaum die Treppe herabgestiegen und auf die Gasse getreten sein, als sich die Nebenthür leise öffnete und der Kopf des jungen Seminaristen zu Marianne hineinlugte.

„Ist der alte Kerl fort?“ flüsterte Maurus, die Feder noch in der Hand.

„Fort!“ rief Marianne an die Thür hüpfend, laut und freudig. „Komm’ herein, wir sind sicher.“

Im Nu lagen sich Beide mit einer unbeschreiblichen Leidenschaft in den Armen.

„Marianne,“ sprach Maurus, nachdem eine gute Weile unter stummen Umarmungen vergangen war, „bald wäre ich in der Nebenstube vor Eifersucht gestorben. Gesteh’s, er hat Dich geküßt, viel geküßt?“

„Nicht einmal die Hand hat er, wie sich’s gehört, bekommen!“ erwiderte das Mädchen mit einer energischen Betheuerung. „Und geküßt hätte ich ihn nicht, wenn es mir auf der Stelle den Kopf gekostet hätte.“

„Ich habe es aber gehört,“ rief Maurus, „wie Ihr Euch geküßt habt! Lüge mir nichts vor! O — ich könnte mich ertränken, wenn ich daran denke, daß Dich ein Anderer küßt als ich.“

„Sei nicht närrisch,“ rief Marianne, den jungen Burschen mit aller Gluth eines leidenschaftlichen Weibes an sich schließend. „Du bist mein Alles, und seit ich Dich kenne, finde ich alle Männer abscheulich und lebe nur in Dir. Ich schwöre Dir bei Allem, was mir heilig ist, daß ich den Alten nicht geküßt habe.“

„Nun, ich will es zu meinem Troste glauben,“ sprach

der junge Mann, sich hinter den Ohren kratzend. „Ach, Marianne,“ setzte er nach einer Pause mit einem tiefen Seufzer hinzu, „Du weißt gar nicht, von wie viel Schmerzen ich Deinetwegen zerrissen und wie unglücklich ich bin! Ich habe nichts im Kopfe als Dich und Dich und immer Dich! Ich habe von Liebe bisher nichts gewußt, als daß sie eine Sünde ist, und jetzt sehe ich, welches fürchterliche Glück in ihr liegt. Ich sterbe vor Sehnsucht nach Dir — ich — ich — ich möchte Dich um mich haben! Mein geistlicher Stand ist mir ganz verleidet, und da soll ich Prämonstratenser werden? Nicht Prälat von Strahow möchte ich um den Preis sein, Dich verlassen zu müssen, aber an Deiner Seite könnte ich einen Bettelstab nehmen und von Haus zu Haus wandern. Nein, nein, ich kann nicht mehr im geistlichen Stande bleiben, ich will einen Plan aushecken, wie ich einen anderen Beruf ergreife, wie ich in Deinen Besitz für alle Zeit gelangen kann! Liebe, schöne, engelgleiche Marianne!“

Er bedeckte das Mädchen mit leidenschaftlichen Küssen.

„Willst Du mich heirathen?“ fragte er mit einem tiefen Seufzer. „Willst Du mein werden?“

„Das wäre der Himmel auf Erden!“ erwiderte das Mädchen, mit Jubel in die Hände klatschend. „Aber — da müssen wir viel nachdenken, wie wir es ausführen...“

„Ich erzähle Dir nächstens meinen Plan,“ sprach

der Seminarist mit Lebhaftigkeit, „da sollst Du sehen, wie lange ich mich schon im Stillen mit dem Gedanken beschäftige.“

„Halbe Nächte habe ich an dasselbe gedacht!“ rief Marianne, und die Liebenden lagen sich wieder Brust an Brust.

Als der erste und heißeste Liebesdurst einigermaßen gestillt war, sagte der junge Theologe mit plötzlich ernster, ja besorgter Miene:

„Höre, Marianne, es geht mir etwas im Kopf herum. Warst Du nicht heute oder gestern in der Stube, in der ich schreibe?“

„O freilich,“ sagte Marianne. „Warum?“

„Hast Du dort nichts fortgeräumt oder mitgenommen?“

„Was fällt Dir ein! Ich habe in der Schublade Alles gelassen, wie es lag. Viel altes, vergilbtes, beschmutztes Papier war da, eine Menge Blätter, und auf jedem standen ein paar Zeilen. Aber Du weißt, daß ich keine Gelehrte bin und weder lesen noch schreiben kann. Ich habe die Papiere näher gar nicht angesehen, noch weniger berührt.“

„Aber die alte Rosalia —“

„Die ebensowenig. Ich habe übrigens nicht bemerkt, daß sie dort eingetreten wäre, und wüßte auch nicht, was sie dort zu thun hätte.“

„Es fehlen nämlich eine Menge Papiere," sprach der Seminarist. „Ich hatte sie in das Schubfach des Schreibtisches gethan, das weiß ich, und als Pater Bonaventura sie heute verlangte, fand ich sie nicht darin. Ich mußte zu einer Lüge meine Zuflucht nehmen und sagen, daß ich sie in's Seminarium mitgenommen. Doch wie rede ich mich morgen aus? Das ist eine eigene Sache und verdirbt mir den ganzen Humor."

„Ist denn so viel an den Schriften gelegen?" fragte Marianne naiv. „Macht es Dir so viel Mühe, es nochmals zu schreiben?"

„An den Papieren selbst wäre wenig gelegen," gab der Seminarist zur Antwort. „Allein — doch das verstehst Du nicht, das ist eine teufelmäßige Geschichte —"

In diesem Augenblicke war die alte Tante Rosalia, ein sechzigjähriges Weib von ordinärem Aussehen, mit einem zusammengeschrumpften runzligen Gesicht, eingetreten.

„Mariannchen," sagte sie, indem sie einen Kober auf den Tisch legte und daneben Kleingeld aufzählte, „ich habe Lichter vom Seifensieder geholt —"

„Und da bringst Du so wenig zurück?" fragte das Mädchen mit einem Blick auf die daliegenden Kreuzer.

„Ich habe," entschuldigte sich die Alte lächelnd, „auch

ein Fläschchen Punsch-Essenz eingekauft und einige jener Tiroler Aepfel, die Du so gern hast —"

Sie bemühte sich, das Genannte aus der Tasche ihres Kleides hervorzuziehen, doch fest hineingepreßt, wie es war, ging es nur langsam. Als es ihr endlich gelungen war, Alles hervorzuzerren, sprang eine Münze mit hervor, rollte über die ganze Länge der Stube hin und versteckte sich in einer Ritze der Diele.

Die Alte war ihr mit ungewöhnlicher Hast nachgestürzt, doch der Seminarist, flinker als sie, hatte sie bereits vom Boden aufgehoben.

„Was," rief er, die Münze erstaunt betrachtend, „Gold, Gold? Ein Ducaten? Wo habt Ihr den her? Wie kommt Ihr zu dem Golde?"

„Ein Ducaten?" rief Marianne, die Münze aus der Hand des Seminaristen reißend. „Schon wieder ein Ducaten? Zwei solche Stücke habe ich erst vor ein paar Tagen in Eurer Nähschachtel entdeckt, wo Ihr sie versteckt hattet. Ihr habt mir, Tante, nur schlechte Auskunft gegeben, wie Ihr zu dem Gelde gekommen seid. Nun aber fliegen Euch die Ducaten sogar aus der Tasche! Ich will auf der Stelle wissen, wo Ihr sie herhabt."

Die Alte, die bei der ganzen Scene wie niedergedonnert dagestanden war, faßte sich nur mühsam.

„Es geschieht mir recht," sagte sie endlich, „es ge-

schieht mir ganz recht, daß ich jetzt vor Dir dastehe wie eine Diebin. Warum mache ich auch ein Geheimniß aus etwas, was kein Geheimniß ist. Wer ist aber immer gleich so gescheidt, zu wissen, wie Alles kommen wird. Ich bin zu dem Gelde auf die redlichste Art gelangt. Ich bin ein armes, aber braves Weib."

„Genug der Umschweife!" rief Marianne. „Sage kurz und klar —"

„Nun, ich sage es ja schon. Ich habe es von einem Herrn erhalten."

„Von einem Herrn?" rief Marianne höhnisch. „Wofür? Ihr bettelt nicht und ein solches Almosen gäbe höchstens der Kaiser her."

„Und doch ist es so," polterte die Alte ganz wild heraus. „Es ist und bleibt so. Von einem feinen und angesehenen Herrn habe ich die Ducaten erhalten. Gerade vorhin, als ich die Lichter holte, hat er wieder auf mich gewartet. Er will sich hinter mich stecken, er will Gelegenheit haben, Dich, Marianne, kennen zu lernen!"

„Mich?" rief Marianne erstaunt.

„Dich, Dich!" entgegnete die alte Tante. „Ich habe ihm immer gesagt, daß es nicht gehe, aber er läßt nicht ab und ich muß seine Ducaten wider Willen nehmen."

„Sonderbar!" murmelte Marianne vor sich hin.

„Was ist da Sonderbares?“ rief der junge Seminarist mit der Miene eines Verzweifelten. „Es ist ein Herr, der sich in Marianne verliebt hat; ein Mensch, der Geld vollauf hat, das ist sonnenklar. Sie aber, liebe Frau, locken die Liebhaber in's Haus!“

„Wie können Sie so etwas sagen und verantworten!“ rief die Alte, dem Theologen einen grimmigen Blick zuwerfend.

„Ich kann's verantworten!“ sagte dieser. „Jene Geschichte aber,“ fuhr er mit steigender Hitze fort, „mögt Ihr Kindern erzählen! Was, Ihr hättet dreimal hintereinander von einem Herrn Geld bekommen, und hättet ihm keinen Dienst geleistet, keinen zu leisten versprochen? Das redet Ihr Niemandem ein! Das sollte Pater Bonaventura erfahren!“

„In diesem Punkte mögen Sie sich in Acht nehmen!“ fuhr die alte Tante den jungen Mann an. „Kehren Sie vor der eigenen Thüre und sehen Sie zu, daß Pater Bonaventura nichts von Ihnen in Erfahrung bringt.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ fragte Marianne ernsthaft.

„Wer mich zu verstehen hat, versteht mich!“ versetzte die Alte giftig und kurz.

„Was sind das für anzügliche Redensarten?“ rief Marianne mit aufwallendem Zorn.

„Seid Ihr nicht gestern oder heute in der Stube gewesen, in der ich schreibe?“ fragte der Seminarist.

„Was hätte ich dort zu thun?“ erwiderte die Alte schnell, doch es klang kleinlaut. „Erst fahrt Ihr mich an, als hätte ich die Ducaten gestohlen, jetzt werdet Ihr mir, Gott weiß was, zur Last legen . . .“

„Ihr sprecht vom Stehlen,“ rief der junge Mann, „wir haben das Wort nicht ausgesprochen, Ihr verwahrt Euch — das ist verdächtig.“

„Das lasse ich mir nicht gefallen!“ tobte die Alte. „Wenn Sie noch ein Wort sagen, gehe ich zur Polizei. Glauben Sie nicht, daß ich recht gut weiß, daß Sie mit Marianne ein heimliches Liebesverhältniß haben? Nehmen Sie sich selbst bei der Nase.“

„Ein Liebesverhältniß? Wie könnt Ihr das behaupten?“ rief Marianne zornig,

„Ei, ei, Kind, so viel Verstellung?“ versetzte die Tante. „Ich bin alt, aber meine Augen und Ohren sind gut. Es giebt wohl verschlossene Thüren, aber auch Schlüssellöcher.“

Sie ging zur Thüre hinaus und schlug sie wüthend hinter sich zu.

„Was sagst Du zu dieser Geschichte?“ fragte Marianne nach einer Pause ihren Liebhaber.

„Sie ist sehr eigen," versetzte Maurus. „Ich wette meinen Kopf, die Alte hat mir meine Papiere gestohlen."

„Das wäre zu arg! Da muß ich sie doch in Schutz nehmen —"

„Nun, ich weiß nicht. Dazu der Mann, der so freigebig Ducaten austheilt . . . Das Alles geht nicht mit rechten Dingen zu. Aber, mein Gott, da schlägt es Sieben! Ich soll im Seminarium sein! Was ich da wieder vom Novizenmeister für einen derben Wischer kriegen werde! Lebe wohl, süßes Herz! Träume von mir, wie ich von Dir träumen werde —"

Maurus eilte, was er konnte, in seine hebräische Stunde.

Neuntes Capitel.

Schloß Duchod, von Prag in südlicher Richtung eine kleine Tagereise entfernt, war die größte unter den Besitzungen, welche eine freudlose, aber kurze Ehe der Gräfin Rauenkirch eingebracht hatte.

Das Schloß, ein umfangreicher Bau, war auf den Resten eines burgverließähnlichen Mauerwerks, das vorerst dagestanden, im Styl Ludwig des Vierzehnten aufgeführt worden, doch nicht sonderlich wohlgerathen. Die Formen, die auf ihrem heimathlichen Boden so zierlich und fein zum Vorschein kamen, waren vergröbert, übertrieben, carrikirt. Das Ganze glich der Uebersetzung eines Gedichtes in breite, schwülstige Prosa. Die herumliegenden Wirthschaftsgebäude drückten, zogen herab. Das Schönste an Duchod war unstreitig der großartige Park, der mit seinen Bosquetten, Grotten und Cascaden den Bau ringsum einfaßte und die letzte Spur der Wälle und Wassergräben verwischt hatte, welche seit Jahrhunderte dagewesen waren.

Auf einer Anhöhe gelegen, beherrschte Schloß Duchod eine sanft gewellte Ebene von einem riesigen Horizont und blickte auf die zahlreichen Ortschaften, die ihm alle unterthänig waren und auf die fruchtbaren Gründe, deren größter Theil Herrschaftsgut bildete, mit starkem Selbstgefühle nieder. Es war ein großes, stolzes Besitzthum.

Die Gräfin hatte sich dort während ihrer kurzen Ehe aufgehalten und an der Seite ihres alten, grämlichen Gemahls ein Leben von Lustbarkeiten und Festen geführt, welches sie und die Welt über ihren inneren Zerfall täuschen und die Stimme des Vorwurfs in ihrem Innern übertäuben sollte. Dies Leben hatte ihrem Gemahl nicht behagt, sie selbst nicht befriedigt und ihr eine Fülle übler Nachreden zugezogen. Vielleicht unverdient. Die Herren, die mit ihr bald ausritten, bald ausfuhren, waren sicher nicht im Besitze ihres Herzens gewesen. Ebenstein war einmal auf Schloß Duchod erschienen, war aber durch ungestümes Bitten der Gräfin zur schnellen Rückkehr bewogen worden. Er war gegangen und hatte den Gegenstand seiner Jugendschwärmerei erst in Brüssel wieder gesehen.

Seit dem Tode ihres Gatten war Adrienne nicht mehr nach Duchod gekommen. Seitdem leitete ein Inspector, der den Titel Wirthschaftsrath führte, mit Hülfe eines zahlreichen ihm unterstehenden Personals die ge-

sammte Verwaltung der Herrschaft nach seinem Belieben.

Es war um die Mitte des Jänner. Der Schnee lag diesmal ungewöhnlich hoch. Die ganze Gegend war in eine öde, starre Winterlandschaft verwandelt, die ihren freundlichen Sommerschmuck beiseite gelegt und verborgen hatte und nur mit ihrer weißen Schneedecke prunkte. Die Teiche, der schönste Schmuck der Gegend, waren unsichtbar geworden und von den Feldern und Wiesen, zwischen welchen sie lagen, nicht zu unterscheiden. Das dunkle Laub der herrlichen Eichenwaldungen war dem Schnee gewichen, unter dessen Last die Aeste traurig herabhingen.

Der Abend ging schon seinem Ende entgegen. Graue, bleierne, dichtgeschichtete Wolkenmassen, die neuen Schneevorrath gesammelt hatten, machten der Sonne den Tag streitig, noch ehe diese untergegangen war. Ein scharfer Wind aus Nordwesten steigerte die Kälte auf's Empfindlichste.

Es war ein Feiertag. Ein Theil der Schloßdienerschaft war von dem ihm gestatteten Ausgange zurückgekehrt und hatte sich in der großen Gesindestube um den riesigen, starkgeheizten Ofen gruppirt. Es waren meist Weiber, welche, mit verschiedenartigen Handarbeiten beschäftigt, sich die freie Zeit mit Geplauder vertrieben, nur einige Mannspersonen leisteten ihnen Gesellschaft, während

der größere Theil der Schloßdienerschaft die Sabbathruhe bis zur Neige in den umliegenden Wirthshäusern feierte.

„Das Fräulein, das wir jetzt im Schlosse haben," begann eine alte Küchenmagd nach längerer Pause, „muß doch gar keine Religion besitzen! Jetzt wohnt sie schon vierzehn Tage hier, und war noch nicht ein einzigesmal in der Kirche — nicht einmal heute, am „Namen Jesu!"

„Wer weiß warum," entgegnete die Frau des Schloßgärtners. „Ohne Religion oder gar lutherisch ist sie doch nicht. Die Frau Gräfin hat mir vor ihrer Abreise befohlen, dem Fräulein alle Morgen einen schönen Blumenstrauß auf den Tisch zu stellen. Vor ein paar Tagen komme ich mit meinen Blumen zu ihr hinauf und finde die Thüre blos angelehnt, so daß ich ganz gut in's Zimmer hineinsehen konnte. Was sehe ich? Das Fräulein liegt vor dem großen Muttergottesbilde, das im blauen Eckzimmer hängt, auf den Knieen, die Hände fest gefaltet, den Kopf bis auf den Boden gesenkt, daß es einen Stein erbarmt hätte. Sie war so im Gebete versunken, daß sie meine Schritte gar nicht bemerkt hatte. Ich schlich davon und kam später. Sollte Jemand, der so inbrünstig betet, ohne Religion sein?"

Die Anwesenden, auf welche der von der Schloßgärtnersfrau erzählte Zug Eindruck gemacht hatte, sahen einander verwundert an.

„Daß sie betet, habe ich noch nicht bemerkt," sprach das Zimmermädchen. „Darüber kann ich nichts sagen. Aber für recht stolz halte ich sie. Frage ich sie etwas, so sagt sie kein Wort zuviel, sie läßt sich in kein Gespräch ein und sie geht mir eigentlich aus dem Wege, sobald sie mich kommen sieht."

Das wird weniger Stolz sein," meinte die Schloßgärtnersfrau, „als ein tiefer Kummer, der ihr am Herzen nagt. Da fällt Einem jedes Wort schwer."

„Wie?" rief das Zimmermädchen, vom Widerspruch gereizt, sehr hitzig, „die sollte nicht stolz sein? Ihr ist ja nicht einmal unsere Frau Wirthschaftsräthin gut genug! Kommt sie denn einmal herunter, um die Frau Wirthschaftsräthin zu besuchen? Ist sie von ihr nicht oft genug eingeladen worden und doch nicht erschienen? Könnte sie die langen Abende nicht besser bei ihr verbringen, als daß sie oben mutterseelen allein sitzt und Bücher liest? Da soll mir Einer sagen, ob das nicht Stolz ist?"

„Du bist die Gescheidteste!" rief die Gärtnersfrau höhnisch und gleichfalls sehr heftig. „Du verstehst das! daß sie nicht mit Dir spricht — was soll sie denn für ein Gespräch mit Dir führen? Wer weiß, welche alberne Antworten Du ihr schon gegeben hast! Dadurch zeigt sie nur, daß sie sich mit Dir nicht in's Gespräch einlassen

will. Und so wird es sein und darin wird am Ende ihr Stolz, über den Du Dich beklagst, bestehen."

„Stelle mich doch nicht gar so dumm hin!" rief das Zimmermädchen, vom Gelächter der Versammlung noch besonders erbittert. „Wenn Du auch die Weisheit mit dem großen Suppenlöffel gegessen hast, so wirst Du doch noch etwas für Andere in der Schüssel gelassen haben."

„Um was zankt Ihr Euch?" unterbrach der Stallknecht, ein gedrungener Mann mit einem Bullenbeißer-Gesichte, der, die Pfeife im Munde, höchst zwanglos auf einem Kleiderkasten dasaß, die Zankenden. „Es kann die Eine und die Andere von Euch Recht haben. Stolz und gegen Unsereinen hochnasig sind alle Herrschaften, und das würde nur beweisen, daß das Fräulein wirklich eine wahre Anverwandte unserer hochfahrenden Gräfin ist —"

„Wie meinst Du das?" fragte die Schloßgärtnersfrau. „Eine nahe Verwandte ist sie freilich, daran kann kein Zweifel sein."

„Ich glaube es nicht," versetzte der Stallknecht.

„Die Gräfin selbst hat sie hergebracht und eine Verwandte genannt," erwiderte die Frau des Schloßgärtners. „Warum thäte sie das, wenn sie es nicht wäre?"

„Und dann mußt Du auch wissen," sprach die alte Küchenmagd zum Stallknecht gewendet, „daß Fräulein von Trauchlin wie unser Fräulein heißt, derselbe Name

ist, den unsere Gräfin ledig geführt hat. Auch sie ist eine geborene Baronin von Trauchlin, wie alle Welt weiß —"

„Natürlich!" rief das Zimmermädchen dem Stallknecht zu. „Du aber hast ganz besondere Augen — was alle Leute für rund halten, das hältst Du für spitzig, und wo gar nichts zu sehen ist, da siehst Du Elephanten gleich heerdenweise herumspringen. Was in aller Welt giebt Dir das Recht, eine so sonderbare Behauptung aufzustellen?"

„Du bist kaum aus dem Ei gekrochen," gab der Stallknecht zur Antwort. „Du träumst nicht, was Alles in der Welt vorgeht. Ich diene seit fünfundzwanzig Jahren bei den verschiedensten Herrschaften, und was habe ich da angesehen und was könnte ich erzählen! Darum habe ich auch einen eigenen Kopf und eigene Augen! Ich behaupte auch noch immer, was ich gesagt habe, und wir wollen sehen, wer am Ende Recht behält. Da ist gar Manches, was mich nachdenklich gemacht hat. Das Weibervolk zerbricht sich aber nicht viel den Verstand und läßt sich Alles leicht einreden."

„Ich lasse mir gar nichts einreden," versetzte das Zimmermädchen beleidigt, „von Dir wenigstens gewiß nichts."

„Dann will ich Dich um etwas fragen, weise Libussa,"

erwiderte der Stallknecht. „Hast Du denn schon ein bischen darüber nachgedacht, was das zu bedeuten habe, wenn sich ein vornehmes Fräulein mitten im strengsten Winter in dieses einsame Schloß einquartiert? Ich glaube es nicht, daß Du darüber nachgedacht hast, denn darüber stößt man nicht so von selbst mit der Nase, wie auf das Andere, was Du über den Stolz des Fräuleins bemerkt hast. Ist es nicht tausendmal merkwürdiger und tausendmal auffallender, daß sich eine blutjunge Dame von feiner Herkunft bei Schnee und Frost im Schlosse Duchod aufhält, als daß sie mit Dir kein überflüssiges Wort redet — denn dies Letztere ist beinahe Alles, was Du über sie zu sagen gewußt hast!"

„Glaubst Du," erwiderte das Zimmermädchen, „es habe nicht uns Alle stutzig gemacht und nur Dich? Was aber weißt Du mehr darüber als wir, Du weiser Salomon?"

„Ein Stück davon hast Du gehört," erwiderte der Stallknecht fest und sicher, wie Einer, der seiner Sache gewiß ist. „Ich glaube vor Allem nicht, daß das Fräulein das ist, wofür man sie uns ausgiebt. Es müssen ganz eigene Dinge dahinterstecken. Ein Zweifel hat mir den andern eingegeben. Ich denke Tausenderlei."

„Da hat er nicht Unrecht," warf die Frau des Schloßgärtners hin.

„Ob ich Recht habe!" rief der Stallknecht, indem

sich die Freude über die ihm zu Theil gewordene Anerkennung auf seinem breiten und zusammengedrückten Gesichte abprägte, ermuthigt. „Ein junges Fräulein zieht sich in die Einsamkeit zurück, im Winter, in einen Ort, wo sie Niemand kennt und Niemand sucht. Sie lebt wie in einem Gefängniß, kaum daß sie die Schwelle übertritt. Das geschieht nicht aus Kummer allein. Sie will Niemandem begegnen, sie will ungesehen sein. Sie vermeidet alle Menschen, selbst die Hausleute. Das geschieht nicht aus Stolz . . . Ich denke, ich denke, sie bereitet sich auf die Zeit vor, in welcher sie ohne Aufsehen zu erregen, ganz und gar auf ihrem Zimmer bleibt."

„Was willst Du damit sagen?" rief die Frau des Schloßgärtners. „Lege ich mir Deine Worte so aus, wie sie eigentlich nur zu verstehen sind, so denkst Du wirklich lästerlich. Aber da bist Du auf dem Holzwege —"

„In einer Dienstzeit, wie ich sie habe," entgegnete der Stallknecht, „da macht man Erfahrungen! Ich habe das Alles schon erlebt, in großen Häusern in der Stadt und auf dem Lande. Da gab's auch Damen, schöne und junge, die die Einsamkeit liebten und viel weinten. Zu guterletzt lief das ganze geheime Unglück auf eine Kindstaufe hinaus."

Er begleitete die letzten Worte mit einem rohen Gelächter.

Etliche der Anwesenden lachten mit, nur das Zimmermädchen fuhr mit großer Entrüstung auf.

„Wie kannst Du Dein böses Maul nur so leichtsinnig gehen lassen!“ rief sie. „Du verdienst für solch ein ehrenrühriges Geschwätz auf die Bank gelegt und durchgehauen zu werden! Stolz mag das Fräulein sein, das behaupte ich noch immerfort, aber ich schwöre auch darauf, daß kein Engel schöner und unschuldiger sein kann, als sie es ist.“

„Das ist es eben,“ erwiderte der Stallknecht, ganz gemüthlich fortrauchend und lächelnd. „Weil das Fräulein so schön ist, eben darum! Was nimmst Du Dich aber der Sache an? Das ist ein Unglück, das nur den Schönen passirt, diesen eben am schnellsten und unter diese gehörst Du offenbar nicht.“

Die Wuth des Zimmermädchens war grenzenlos und die Augen des cynischen Stallknechts wären in eine ernstliche Gefahr gerathen, wenn nicht eben jetzt draußen die beiden mächtigen Wolfshunde, die unweit am vergitterten Schloßeingang an der Kette waren, durch ein wüthendes Gebell, das sie eben erhoben, die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hätten.

Ein junger Mann von hoher Gestalt, in einen Pelz gehüllt, Kopf und Ohren mit einer Pelzmütze geschützt, stand hart am Schloßthor, von den wilden Bestien fest-

gehalten, die, an ihren langen Ketten umherschießend, das Vordringen jedes Fremden umöglich machten.

Auf das Erscheinen des Stallknechtes und dessen wiederholten Anruf hin hatten sich die Wolfshunde knurrend in ihre Hütten zurückgezogen und der Fremde konnte weiter in den Schloßhof vorgehen.

„Sie wollen gewiß den Herrn Wirthschaftsrath sprechen,“ sagte der Stallknecht.

Der Fremde kehrte sich nicht an die Anrede und schritt weiter.

Es zeigte sich indeß eine Dame in mittlerem Alter, die zufälliger Weise aus dem Seitenflügel des Schlosses, wo ihre Wohnung sein mochte, gekommen war.

„Das ist die Frau Wirthschaftsräthin, wenn ich nicht irre?“ fragte der Fremde den Knecht, der ihm nachgegangen war.

„Zu dienen,“ erwiderte dieser.

„Kann ich die Frau Gräfin Rauenkirch sprechen?“ redete der Fremde die Dame lebhaft und unbefangen an, während er sich höflich verbeugte.

„Die Frau Gräfin?“ wiederholte die Wirthschaftsräthin im Ton der Verwunderung, indem sie den fremden Herrn vom Kopf bis zu Fuß ernsthaft musterte. „Wie sollte die Frau Gräfin um eine solche Jahreszeit hier anzutreffen sein?“

„Es wäre allerdings ein Ausnahmsfall," versetzte der Fremde höchst ungezwungen, „doch läßt sich ein solcher immerhin denken."

„Mit wem habe ich die Ehre?" fragte die Wirthschaftsräthin, den Fremden unermüdlich fixirend, mit vieler Würde.

„Kennen Sie mich nicht mehr?" fragte der Fremde. „Ich bin doch schon ein paarmal auf Schloß Duchod gewesen. Es ist zwar lange her — noch bei Lebzeiten des Grafen — aber ich kann mich Ihrer, Frau Wirthschaftsräthin, ganz wohl erinnern —"

„Ich entsinne mich nicht — entsinne mich durchaus nicht —"

„Dann wird Ihnen hoffentlich mein Name die Erinnerung an mich auffrischen. Ich bin der geheime Cabinets-Secretär Sr. Majestät des Kaisers — Baron Ebenstein."

Die Dame machte einen tiefen, aber sehr steifen Knix, ohne daß die zurückhaltende Kälte ihres Benehmens einem freundlicheren Entgegenkommen gewichen wäre.

„Es freut mich sehr," sagte sie, „aber ich muß unendlich bedauern, daß Sie Ihren Besuch vergebens gemacht haben. Die Frau Gräfin ist nicht hier, und meines Wissens giebt es nicht die geringste Aussicht, sie hier zu sehen."

„Das hätte ich nicht geglaubt!“ rief der Fremde. „Im Nothfall wird doch das Fräulein zu sprechen sein, und so wird mein Abstecher doch nicht vergebens gewesen sein.“

„Sollten Sie mit Fräulein von Trauchlin bekannt sein?“ fragte die Wirthschaftsräthin, gleichsam ungläubig, indem sich der Ausdruck ihrer Blicke schon zum Mißtrauen steigerte.

„Madame,“ erwiderte Ebenstein ungeduldig. „Ihre seltsame Frage hat das Gute, mir wenigstens die Anwesenheit des Fräuleins nicht in Abrede zu stellen. Meinen Namen und Stand kennen Sie und ich muß Sie bitten, mich ungesäumt anmelden zu lassen, denn ich bin nicht aufgelegt, mich einem längeren Verhör zu unterziehen, selbst dann nicht, wenn meine Zeit weniger knapp gemessen wäre.“

„Dann bitte ich mir zu folgen,“ murmelte die Wirthschaftsräthin sehr betroffen, indem sie in das Schloß voraneilte und Ebenstein einstweilen in ein Zimmer eintreten ließ.

Nach ein paar Minuten war die Dame zurückgekommen und sagte in unfreundlich abfertigendem Tone:

„Fräulein von Trauchlin hat nicht die Ehre, Sie zu kennen und kann sich keine Veranlassung denken, Sie zu empfangen.“

„Das hat sie nicht gesagt!“ rief Ebenstein scharf. Das ist eine Erfindnng!“

„Mein Herr —“ entgegnete die Dame, sich in die Brust werfend und doch zugleich verlegen.

„Nein, nein, das hat sie nicht gesagt!“ fuhr Ebenstein lebhaft fort. „Die Antwort stammt aus Ihrem Kopfe. Allein ich betrachte sie nicht als eine beleidigende Abweisung, sondern ersehe aus Allem, daß Sie nach einem höheren Auftrage handeln. Ich bin mit den besonderen Verhältnissen, die hier vorliegen, wohl vertraut und kann mir denken, daß die Instructionen, nach welchen Sie verfahren, auf kluger Vorsicht beruhen, diese ist jedoch bei mir nicht am Platze. Machen Sie nun den wirklichen Versuch, Fräulein von Trauchlin, oder wie sie sonst heißen mag, meinen Namen zu nennen —“

„Gesetzt, ich hätte einen höheren Auftrag,“ sprach die Wirthschaftsräthin, „könnten Sie es mir übel nehmen, wenn ich mich bedächte, mich desselben von Ihnen entbinden zu lassen?“

„Ihr Auftrag ist ein guter und nützlicher,“ versetzte Ebenstein, „so weit dadurch ein unberufener oder gefährlicher Besuch abgehalten wird. Ginge er jedoch weiter, ist er null und nichtig, das beweise ich Ihnen auf der Stelle, sofern Sie mir noch Hindernisse in den Weg legen wollen. Das Fräulein ist frei und Herrin ihrer

selbst. Wenn ich die Reise nach Schloß Duchod durch Eis und Schnee gemacht habe, so muß gewiß ein für beide Parteien gleich wichtiges Interesse die Veranlassung dazu sein, und es ist sonnenklar, warum ich an die kurze Abweisung, die Sie mir überbracht haben, nicht glaube und daß ich unverrichteter Sache nicht wieder umkehren werde."

„Ich sehe," sprach die Wirthschaftsräthin, sich in Verlegenheit drehend und windend, „daß Sie in die ganz besonderen Verhältnisse so gut eingeweiht sind, daß ich eine Ausnahme von den mir dictirten Verhaltungsbefehlen machen kann. Da Sie auch die Triebfeder meines Benehmens gegen Sie gleich errathen haben, so bitte ich vielmals, mich zu entschuldigen."

„Sprechen wir nicht mehr darüber!" rief Ebenstein. „Beiläufig — Sollten Sie sich meiner nicht erinnern?"

„Ich muß zu meinem größten Bedauern wieder Nein sagen," erwiderte die Wirthschafsräthin. „Aber mein Gedächtniß ist in Bezug auf Personen sehr schwach —"

„Als ich vor etwa vierthalb Jahren zum letztenmale hier war, fiel meine Anwesenheit mit einem für Sie sehr traurigen Ereigniß zusammen. Es war Ihr Töchterchen gestorben —"

„Ach, meine liebe, schöne Francisca!“ rief die Wirthschaftsräthin wehmüthig. „Ja ja, jetzt, da Sie mir das sagen, entsinne ich mich Ihrer, zwar dunkel —“

„Ich wollte Sie nur darauf aufmerksam machen,“ erwiderte Ebenstein, „um Ihnen noch einen Beweis zu geben, daß ich Derjenige bin, für den ich mich ausgebe, und so noch den Rest von Mißtrauen, daß ich auf Ihrem Gesichte gesehen, vollständig zu verscheuchen.“

„Ich war vielleicht recht unartig,“ sprach die Wirthschaftsräthin, „doch nur aus Pflichttreue.“

In eine neue Verlegenheit fallend, hatte sie zur Thüre hinausgerufen und einem Mädchen den Auftrag gegeben, Ebenstein hinaufzuführen.

Es war dasselbe Mädchen, welches kurz zuvor den Streit mit dem Stallknecht gehabt.

Ebenstein, der inzwischen sein Reisekostüm abgeworfen hatte, folgte ihr raschen Schrittes über die Treppe durch die düster schweigenden Räume, deren Eleganz und Luxus für das darin mangelnde Leben nicht entschädigen konnte.

Sie waren in ein Vorgemach getreten; da sagte das Mädchen:

„Da wohnt Fräulein v. Trauchlin.“

Ebenstein hatte es gehört, doch gab er, plötzlich in

Gedanken versunken, nicht gleich eine Antwort darauf und stand unbeweglich still.

„Melden Sie mich nur an," sagte er endlich halblaut, doch lebhaft. „Gehen Sie — ich bin Baron Ebenstein."

Das Mädchen war kaum in dem Gemache des Fräuleins verschwunden, als schon ein Schrei von dort hervordrang, ein Freudenschrei, der auch die Seele des ruhigsten Zeugen elektrisch durchzuckt hätte.

Keiner weiteren Ueberlegung fähig, stürzte Ebenstein in das Gemach, noch ehe das Dienstmädchen es zu verlassen Zeit gehabt.

Im Nu stand er Marcelline gegenüber. Sie war es, die hier von den Drohungen des Doctor Kostaletzky und den Rathschlägen der Gräfin Rauenkirch bestimmt, unter dem fremden Namen verborgen lebte.

Da stand sie, das edle, himmlisch schöne Gesicht vom höchsten Jubel verklärt, aber von allzu tiefgehender Bewegung bleich, die Arme vor sich hingestreckt, von dem Freudenschlage momentan wie am ganzen Körper gelähmt, unfähig, dem Hereineilenden nur einen Schritt entgegeneilen zu können.

Er stürzte vorwärts, sie aber blieb noch immer regungslos und konnte mit den bebenden Lippen nichts sagen als:

„Endlich! Endlich!"

Er faßte sie unaufhaltsam, mit stürmischer Gewalt in seine Arme und die glühende Sehnsucht des Einen nach dem Andern, die Sehnsucht zweier Menschen, deren Liebe zu einander von einem grausamen Geschicke lange gefoltert, aber auch auf's Höchste gesteigert worden war, fluthete in einer langen liebetrunkenen Umarmung ihr überströmendes Maß mit Ungestüm aus.

„Endlich, endlich!“ wiederholte sie ein zweitesmal und mußte lächeln unter niederströmenden Thränen. „O, der glücklichste, glücklichste Tag meines Lebens!“ sagte sie und legte ihr Köpfchen auf seine Schulter.

Der Augenblick war so überwältigend, daß die Beiden, wie in einem süßen Traume schwebend, nicht wußten, aber sich auch nicht darum kümmerten, ob das Dienstmädchen das Gemach zu rechter Zeit, oder für ihr Geheimniß zu spät verlassen habe.

„Marcelline,“ sprach Ebenstein, ihre Hand ergreifend und sie an seinem Herzen auf's Innigste festhaltend, „meine süße, himmlische Geliebte! Längst, längst, längst ist mein Herz Dein! Zweimal habe ich Dich verloren, verloren, noch ehe ich Dich besessen, doch auch in meiner Verzweiflung und meiner Hoffnungslosigkeit habe ich Dich nicht preisgegeben. Diese Liebe, die so vielen Stürmen Stand gehalten, kann bis an das Ende der Zeiten nicht zu erschüttern, nicht zu vernichten sein! Ob ich wußte, wo Du

bist oder nicht, ich habe Dich überall und überall mit meinen Gedanken umsponnen und ein Band geschaffen, von welchem Dich keine Macht der Welt mir entreißt. Wenn Du meine Gefühle theilst —"

„Wie können Sie fragen —" hauchte Marcelline, die schönen Augen senkend, mit flüsternder Stimme, doch gleich darauf wieder laut, zu Ebenstein entzückt emporblickend: „Wie kannst Du fragen? Ist nicht Alles schon ohne Worte gesagt? Ich bin überglücklich — daß ich nichts mehr zu leugnen vermag!"

Ebenstein drückte sie aufjubelnd an seine Brust.

„Ich sollte zwar gegen mein Herz kämpfen," sprach Marcelline, „und an der Entsagung festhalten, die ich mir selbst auferlegt. Ich sollte das Unglück, das hinter mir einherzugehen scheint, ganz allein tragen. Eine Stunde zuvor, ehe Du gekommen bist, habe ich vor dem Muttergottesbilde, das Du dort an der Wand siehst, gekniet und den Himmel gebeten, mir die Qual aus meiner Brust zu reißen, zu welcher mir die Erinnerung an Dich geworden —

„Wohl mir," scherzte Ebenstein, „daß Dich die heilige Jungfrau nicht erhört hat!"

„Scherze nicht darüber," erwiderte Marcelline mit sanftem Verweise. „Mein Gebet war nicht ganz umsonst. Ich sehe es wie ein Wunder an, daß Du vor mir stehst.

Meine Qual hat sich in Freude verwandelt, aber ich zittere vor dem Gedanken, wie lange die Freude dauern wird. Ich habe Dir schon viel Unglück gebracht und ich weiß nicht, ob es nicht besser wäre, wenn Du mich nicht mehr aufgesucht oder mich vergessen hättest! Durch ein finsteres Labyrinth geht mein Weg, geht mein Leben, aus einer Gefahr taumele ich in die andere, und gelange ich auf einen lichten, sicher scheinenden Weg wieder hervor, so recken sich von allen Seiten unsichtbare Geisterhände nach mir aus, die mich aufgreifen, die mich aufhalten wollen. Nenne es Kleinmuth oder nicht — ich fürchte, daß Du Deine Annäherung an mich wieder büßen und Dir auch meine Verfolger auf's Neue auf den Hals hetzen wirst."

Marcelline war in eine nervöse Bewegung gerathen, das tiefe Gefühl dessen, was sie sagte, spiegelte sich in allen ihren Mienen, es war, als sähe sie wirklich die Labyrinthe, die Finsternisse, die Geisterhände vor sich, von denen sie sprach. Das waren ihr keine Metaphern, sondern Realitäten.

„Armes Kind!" rief Ebenstein. „Ueber Deinen Kleinmuth wird Derjenige nicht lachen, der Deine Erfahrungen kennt. Doch ist die Welt nicht so finster, wie sie aus den Fenstern der Klosterzelle von Mecheln, noch so einsam, öde, wie aus dem Erker von Schloß Duchod anzusehen

ist. Auch ich hatte trübe, gewittervolle Zeiten, aber der Himmel hat sich endlich aufgeklärt, die Sonne steht über meinem Haupte, der Kampf, der so lange schwankte, hat sich endlich zu meinen Gunsten entschieden.“

„Wie,“ rief Marcelline, „Du bist nicht in Ungnade gefallen — Du bist —“

„Ich habe gesiegt,“ fiel ihr Ebenstein heiter in's Wort. „Ich bin in die nächste Nähe des Kaisers gestellt und mit seinem ganzen Vertrauen belohnt. Ich bin nicht mehr des Schutzes bedürftig, sondern kann selbst Schutz ertheilen und die ganze Niederlage meiner Feinde, die auch die Deinigen sind, zeigt sich darin, daß sie mich nicht mehr mit den gewohnten Waffen angreifen, sondern lieber gewinnen und bestechen möchten. Alle Intriguen und Verleumdungen haben den Scharfblick des Kaisers nicht getrübt — ich bin sein erster Cabinets-Secretair geworden —“

„Ich staune, ich bebe, ich juble!“ rief Marcelline vor freudiger Ueberraschung aufhüpfend. „So waren die Gerüchte von Deiner Ungnade nichts als böswillige Fabeln?“

„Doch nicht!“ versetzte Ebenstein. „Kurze Zeit habe ich selbst an meinen Sturz geglaubt, doch nur kurze Zeit. Aus höheren Rücksichten ist jedoch meine Ernennung und Beförderung erst seit wenigen Tagen öffentlich bekannt

geworden und in diesem Augenblicke, da ich es Dir mittheile, dürfte die Neuigkeit noch immer die Runde machen und manchen schadenfrohen Schurken unangenehm berühren."

„O der edle, hochsinnige Monarch! Ich möchte ihm aus Dank und Ehrfurcht zu Füßen fallen."

„Und bist Du nun noch immer so kleinmüthig?" fragte Ebenstein mit einem zärtlichen Blick, indem er Marcelline umarmte.

„Ich bin wunderbar gestärkt. Noch kann ich nicht Alles fassen, was ich heute erlebe — mir ist wie im Traume — mein armes Herz bricht unter der Last seines Glückes zusammen."

„Auch ich feiere erst jetzt meinen Sieg," versetzte Ebenstein, „da ich mich von Deiner Liebe gekrönt sehe. Wir haben riesige Hindernisse überwunden, süße, zaubervolle Marcelline, aber wir sind noch nicht am Ende —"

„Nein, wir sind noch nicht am Ende," wiederholte das Mädchen, plötzlich erschreckt, mit leisem Flüstern. „Ich sollte mich noch nicht so in meine Seligkeit hineinstürzen!"

„Was erschreckt Dich so, meine furchtsame Taube?" rief Ebenstein und er lächelte. „Es giebt noch Manches, was uns auseinanderhalten, aber nichts, was uns auf die Dauer auseinanderreißen kann. Wir haben nur Zeit und

Geduld nöthig, um uns für ewig anzugehören, zwei Dinge also, ohne die überhaupt kein Ziel erreichbar ist. Vor Allem steht uns noch eine Trennung bevor, und in meiner Macht steht es nicht, zu bestimmen, wann sie aufhören soll. Deiner Liebe gewiß, kann ich leicht warten, wenn ich nur die Beruhigung habe, daß auch Du auf einem freundlichen Orte unter freundlicheren Menschen verweilst. Dieses Zweckes halber bin ich hierhergekommen —"

„Und wie hast Du meinen Aufenthalt erfahren?"

„Ich hatte keine Ahnung davon. Längst hatte ich den Kaiser um einen kurzen Urlaub gebeten. Er wurde mir jedoch versagt. Da wollte der Zufall, daß ich in einer Untersuchungssache nach der Festung Josefstadt geschickt wurde. Ich dachte die mir knapp zugemessene Frist zu benützen und auf dem Rückwege Dich und meine Mutter in Prag zu besuchen. Die Mutter traf ich, Dich aber nicht —"

„Du hast es wohl von der Rauenkirch erfahren, daß ich auf Schloß Duchod —"

„Nein, nicht von ihr," erwiderte Ebenstein. „Ich bin gar nicht zur Gräfin gekommen, ich habe weder Zeit, noch auch nur die Erlaubniß, Besuche zu machen. Aber mir begegnete der alte Kammerdiener, der vertraute es mir an. Den Grund Deines seltsamen Umzuges habe

ich nicht erfahren, aber ich nehme an, daß Dich irgend eine Drohung von Seiten der Geistlichkeit abermals in die Flucht gejagt —"

„Ganz richtig. Der alte Klosterarzt Kosteletzky war an mich abgesendet worden, um mir zu erklären, daß ich zwar nichts zu befürchten habe, aber den Aufenthalt in Prag sofort aufgeben müsse —"

„Merkwürdig!" rief Ebenstein nachdenklich. „Ueberall sollst Du leben dürfen — nur nicht in Prag."

„Wo sollte, wo konnte ich mich hinwenden? Die Gräfin schlug mir vor, mich auf dieses Schloß zurückzuziehen, wo ich unter einem fremden Namen in der Verborgenheit leben könne — ich nahm es mit tausendfachem Danke an. Hier ist für meine Sicherheit Sorge getragen. Die Gräfin hat an mir wie eine Schwester gehandelt."

„Wohl bewacht bist Du hier," erwiderte Ebenstein. „Von den zwei furchtbaren Wolfshunden gar nicht zu reden. Ich habe ein ganzes Verhör zu bestehen gehabt, ehe ich von der Frau Wirthschaftsräthin vorgelassen worden bin."

„Ist solche Vorsicht nicht nöthig?" rief Marcelline. „Bin ich nach dem, was ich erfahren, vor Gewaltstreichen sicher? Könnte es nicht eine Falle sein, daß man mich

von Prag entfernen will? Eine Falle, mir leichter beizukommen?"

„Die Sache ist unbegreiflich, unbegreiflich!" rief Ebenstein, die Hand an die Stirn legend. „Dahinter kann nicht bloß Priesterrache stecken. Die endlosen Verfolgungen, die Du erlebst, müssen offenbar einen geheimen, tiefer liegenden Zweck haben."

„Welchen Zweck sollten sie haben?" Wer einmal das geistliche Kleid getragen hat, sagte der Klosterarzt zu mir, der kann es nicht wieder straflos ablegen."

„Das ist ein oberflächlicher Grund; den richtigen und wahren wird der Klosterarzt wohlweislich für sich behalten haben."

„Nun, was meinst Du?"

„Ich habe schon auf dem Herwege viel über den Punkt nachgedacht," sagte Ebenstein. „Deine seltsame Umsiedlung hat mir den natürlichsten Anstoß dazu geboten. Man kommt mit allem Scharfsinne über mehr oder minder werthlose Vermuthungen nicht hinaus, doch unter allen Combinationen, auf welche mich meine Gedanken gebracht haben, steht eine in mir fest, die mir des Festhaltens und einer näheren Untersuchung würdig scheint. Ich weiß wenigstens für den Augenblick keine bessere. Die Verfolgungen, die Dich trafen und die mit Deiner gewaltsamen Entführung aus dem Hause meiner Mutter

zur höchsten Kühnheit sich gipfelten, zeigen klar, daß Du das bedeutungslose Mädchen nicht bist, das Du zu sein glaubst, nicht sein kannst, und daß man Dich planmäßig von Prag entfernt halten will — vermuthlich, weil diese Stadt der Ort ist, auf welchem Deine Gegenwart — ich möchte sagen — gefürchtet wird. Diese Schlüsse scheinen mir unanfechtbar richtig und fest; worin jedoch der Gegenstand besteht, der den Mittelpunkt der gegen Dich gerichteten Machinationen bildet — da kann man nur rathen und suchen, nichts behaupten. Ich wäre geneigt, anzunehmen, daß Alles in irgend einem Zusammenhange mit Deiner in so viel Schleier gehüllten Abkunft stehen müsse, deren Beleuchtung man gewisser wichtiger oder gar gefährlicher Geheimnisse wegen unmöglich machen will."

„Du glaubst?" sagte Marcelline im Tone tiefsten Nachdenkens. Sollten alle Angaben, die mir Frau Walch über meine Abstammung gemacht, nur eine Fabel sein und alle damit auf's Genaueste übereinstimmenden Einzelheiten, die mir erst jüngst von jenem Klosterarzt, Doctor Kosteletzky, mitgetheilt worden sind, nur dazu dienen, die Fabel auszuschmücken und den Glauben an dieselbe in mir zu befestigen? Könnten sich so viele und so verschiedene Menschen, die mir seit den Kinderjahren in den Weg gekommen sind und über diese Angelegenheit Aus-

sagen gemacht haben, so verschwören, nicht nur die Wahrheit zu entstellen, sondern auch einer erfundenen Lüge so bestimmte und unveränderliche Grenzlinien zu schaffen?"

„Ich habe nur eine Idee hingeworfen," gab Ebenstein zur Antwort. „Ich tappe nur im Finstern herum mit den Händen, doch mir ist es, wie wenn ich den versteckten Angelpunkt des geheimnißvollen Treibens berührt hätte. Meine Annahme kann auch grundfalsch sein, aber ich werde die Sache nicht aus den Augen verlieren. So viel vorläufig darüber. Wir haben noch dringlichere Dinge abzumachen, und ich darf nicht vergessen, daß mich mein Pferd unten im Wirthshause erwartet, um mich schnell weiterzutragen, denn übermorgen Früh muß ich wieder im Cabinet des Kaisers sein."

„Nur im Fluge soll ich Dich gesehen haben?" rief Marcelline betroffen und ward plötzlich bleich. Sie mußte sich an Ebenstein festklammern.

„Nur im Fluge soll ich Dich gesehen haben!" sprach Ebenstein aufseufzend. „Ich habe durch meinen vergeblichen Besuch in Prag einen kostbaren Tag verloren. Ich hatte Dich ruhig und sicher im Hause der Gräfin vermuthet. An die Wiederkehr neuer Verfolgungen hatte ich bei dem Stande der Dinge nicht mehr geglaubt. Es ist anders, ich bin nicht darauf gefaßt, und das macht mich unruhig. Unruhig — weil Du hier der Schwermuth

anheimfallen mußt, unruhig — weil ich Dich selbst hier vor Anschlägen nicht genug geschützt glaube. Die Situation muß aufhören. Ich werde Dir ein angenehmeres Obdach schaffen. Sobald ich nach Wien komme, wird meine Wahl entschieden sein und ich werde Dir ungesäumt schreiben. Kommen aber Briefe sicher in Deine Hand?"

„Warum zweifelst Du?" fragte das Mädchen.

„Ich zweifle nicht und zweifle doch, ein unangenehmer Zustand! Ich werde Dir meinen ehemaligen Secretair Pöhlmann, einen verläßlichen Mann, den Du bereits kennst, derselbe, der an meiner Seite in den Niederlanden gewesen und von mir erprobt worden ist, mit einem Briefe senden. Seine Ankunft wird zugleich das Signal zu Deiner Abreise sein. Pöhlmann wird Dein Reisebegleiter sein und Dich Deinem neuen Bestimmungsorte zuführen."

„Gut, gut," rief Marcelline. „O ich Glückliche! Habe ich auch die Hoffnung, Dich bald wiederzusehen, mein Retter, mein Paladin, mein guter Genius?"

„Ja, auch ich habe die Hoffnung," erwiderte Ebenstein. „Es ist die schönste, die mir jemals lächeln kann; doch kann ich Dir nicht verhehlen, daß mich der Gedanke mit Bangen erfüllt, ob sie sich auch bald erfüllen werde. Ich habe schon vorher auf unsere bevorstehende Trennung

angespielt. Mein Beruf und meine Pflicht legen sie uns auf. Doch verzage nicht. Uns hat das Schicksal schon schwerer geprüft."

„Wie soll ich das verstehen? Ich rathe hin und her. Wie können Deine Pflichten verbieten, mich zu sehen?"

„Kind," sprach Ebenstein, „dieser Augenblick gebiert Ereignisse, die die Welt erschüttern werden. Die glatte Oberfläche, unter welcher sie schon seit langer Zeit gähren, kann in jeder nächsten Minute bersten und sie an das Tageslicht hervorwälzen. Dann muß ich aufbrechen und den Kaiser auf einer weiten Reise begleiten, deren Dauer er selbst nicht bestimmen kann. Die Erwartung dieser Dinge ist auch die Hauptursache, die mich von Deiner Seite reißt und zur Rückkehr treibt. Du siehst also, liebste Marcelline," fügte er scherzhaft hinzu, „daß nur ein gewaltiges Weltereigniß im Stande ist, mich für einige Zeit Dir zu entführen."

„O, ich wollte," sagte Marcelline traurig, „das Alles, was Du mir sagst, wäre nicht so einleuchtend und ließe sich ändern. Welch ein unersättliches Ding das Herz ist! Wenn heute Morgens Jemand zu mir nur gesagt hätte: Ebenstein hat an dich gedacht, mit einem einzigen Gedanken gedacht — ich wäre vor Freude aufgesprungen und hätte eine ganze Zukunft von Hoffnungen darauf gebaut. Nun aber sehe ich Dich vor mir, bin von dem

Geständniß Deiner Liebe beseligt, mein Glück hat nicht mehr schwärmerische Träume zur Quelle, sondern Dein Wort zum Pfande. O Ebenstein, ich will warten, ich will Geduld haben, so lange ich glaube, daß sie Dir nicht leichter fällt, als mir!"

„Wenn ich Dich verlieren sollte," rief Ebenstein hochbetheuernd, „so bricht mein Herz entzwei! Dann wünschte ich, unsere Schiffe, die sich bei ruhiger See nie zusammengefunden, wären von den widrigen Winden, die sie zusammengeführt haben, in den Grund geschleudert worden. Ich werde Dich nicht mehr verlieren, Marcelline, Du bist mein kostbarster Schatz. Ich werde ihn wohl und sicher bergen und ihn nach einer Zeit der Prüfung wohlbehalten ausgraben. Ja, ich werde ihn heben, sobald die Zeit kommt. Pöhlmann dürfte hier in vier, höchstens fünf Tagen eintreffen können. Du bist klug, Du bist durch die Schule schwerer Erfahrungen gegangen, doch dürfte es nicht unnöthig sein, Dir noch einige Winke zu geben —"

„Sprich, Deine Rathschläge sollen mir ein Orakel sein." —

„Mein Besuch auf diesem Schlosse läßt sich nicht leugnen, doch wäre es überflüssig, irgend Jemanden auf denselben aufmerksam zu machen, der nichts davon weiß. Also schreibe Niemandem darüber."

„Wem sollte ich schreiben? Ich kenne so wenig Personen.“

„Schreibe Niemandem. Selbst nicht der Rauenkirch.“ —

„Mißtraust Du ihr?“ fragte Marcelline überrascht.

„Nicht eben; doch ist sie ein zu schönes und noch zu junges Weib, um die Anliegen liebender Herzen zu fördern. Unterlasse es, ich habe gute Gründe.“

„Wie Du befiehlst.“

„Ueber Deine bevorstehende Abreise verliere kein Wort. Laß Alles in der festen Meinung, daß Du in Duchod überwintern werdest. Du wirst nicht allein dadurch lästigen Fragen entgehen, sondern wie ein Feldherr handeln, der seine Bewegungen dem Feinde nicht vorzeitig verräth. Wer Feinde hat — und Du hast die gefährlichsten — muß auch wie ein Feldherr handeln. Erst wenn Pöhlmann angekommen ist und bei Dir steht, trittst Du mit Deinem Reiseplan hervor. Du sagst einfach der Wirthschaftsräthin, die hier die Stelle der Herrin vertritt, Lebewohl und bereitest für den Fall einen Brief an die Gräfin Rauenkirch vor, der ihr den Dank für ihre Gastfreundschaft ausspricht. Auf alles Uebrige wird Dich Pöhlmann aufmerksam zu machen haben —“

„O die glückliche, überglückliche Stunde, die mich Dir näher bringt!“ rief Marcelline.

„Diese Rathschläge lasse ich Dir — und mein ganzes Herz! Und nun, Marcelline — schwer bringe ich das Wort heraus — das schreckliche Wort —“

„Mein Gott!“ rief das Mädchen ängstlich.

„Nun, ich sage es nicht,“ sagte Ebenstein traurig lächend. „Ich wähle ein anderes Wort: Auf Wiedersehen!“

Marcelline stürzte an seine Brust; es war eine lange, bewegte, süß schmerzliche Umarmung.

„Reise mit Gott!“ rief das Mädchen, ihn an der Hand festhaltend, als Ebenstein, vor Bewegung sprachlos, sich losgerungen hatte und der Thüre zueilte.

Eine neue Umarmung hielt ihn jedoch noch auf der bereits erreichten Schwelle fest.

„Auf Wiedersehen!“ flüsterte Ebenstein leise und traurig. „In wenigen Tagen bist Du aus Deiner trauervollen Einsamkeit befreit.“

„Mit den Hoffnungen,“ rief Marcelline unter Thränen, „welche Dein Erscheinen in meiner Brust zurückgelassen, kann ich nirgends, nirgends mehr, selbst nicht in einem Klostergefängniß, einsam oder elend sein.“

Ebenstein eilte den langen Corridor und die Treppe hinab, während ihm noch die Grüße Marcellinens nachflogen.

Ende des dritten Bandes.

Buchdruckerei W. Koebke, Berlin, Zimmerstr. 96.

anschauung und sittlichen Ueberzeugung beruhend, haben sich zugleich durch Adel der Form und Schönheit des Styls, durch plastische Kraft der Darstellung und schöpferische Erfindung, sowie durch Gedankenfülle unter allen Klassen und Ständen des für solche Eigenschaften empfänglichen Publikums unserer Nation eine ebenso allgemeine als verdiente Anerkennung erworben. Die Verfasserin hat diese **neue Gesammt-Ausgabe** einer Reihe ihrer vorzüglichsten Schöpfungen einer sorgfältigen Durchsicht unterzogen, und die glänzendste Ausstattung Seitens der Verlagshandlung wird dazu beitragen, diese neue Ausgabe käuflich und beliebt zu machen.

Das Abonnement verpflichtet nur zur Abnahme eines vollständigen Werkes!

Alle Buchhandlungen ohne Ausnahme nehmen Bestellungen an.

Ostern 1870.

Verlag von Otto Janke in Berlin.